

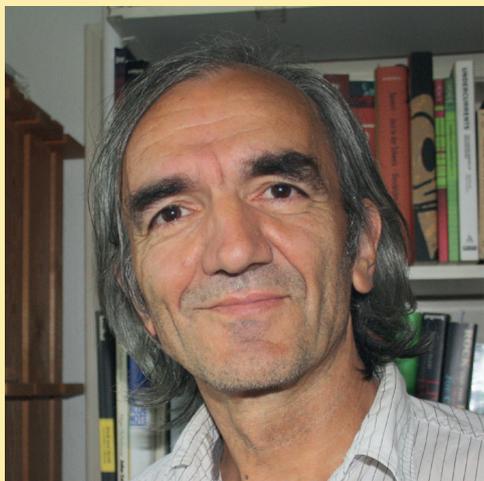
umwelt 2017 plus



Interviews

Vorwort

Wir wissen zwar, was für ein nachhaltiges Leben zu tun wäre, aber handeln wir als Einzelne oder als Gesellschaft entsprechend? Das Projekt «umwelt2017plus» sucht Antworten – und möglichst viele Luzernerinnen und Luzerner mit ihren Geschichten, Vorstellungen und Ideen. Den Anfang mach(t)en sechs Gespräche mit Personen unterschiedlichster Herkunft. Pirmin Bossart hat diese Gespräche geführt und aufgezeichnet.



Pirmin Bossart

Seit über 30 Jahren schreibt Pirmin Bossart als Journalist für Zeitungen und Magazine. Als Musikkritiker ist er in verschiedenen Medien präsent. Fachartikel und Reportagen sind in mehreren Büchern veröffentlicht worden. Als Texter arbeitet Pirmin Bossart für Unternehmen und Organisationen. Für Bands und Musiker schreibt er Medientexte und Liner-Notes. 2013 wurde ihm der Gastpreis von Stadt und Kanton Luzern verliehen. Pirmin Bossart lebt in Luzern.

umwelt2017plus. Interviews von Pirmin Bossart, Luzern ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.



Impressum

Herausgeber: umwelt2017plus
Interviews: Pirmin Bossart, Luzern
Layout und Illustration: Patrick Zurkirchen, uwe
Designed by Freepik
Publiziert am 01.01.2017
Download: www.uwe.lu.ch

Projekträgerinnen umwelt2017plus: Dienststelle Umwelt und Energie des Kantons Luzern, Dienststelle Landwirtschaft und Wald des Kantons Luzern, Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern.

Edith und Thomas Joller

Sie leben im Lehmhaus und nutzen die Natur als technisches Vorbild. Er sagt: „Die Natur zu erleben, mich in ihr zu suhlen, ihre Formen zu schauen und die Geheimnisse zu spüren, das ist für mich erfüllend.“

Stephanie Wangler

Die Bewegungskünstlerin mit grosser Entdeckungslust. Für sie ist die praktische Lebensintelligenz am Wichtigsten und die Erziehung der Schlüssel zur Lösung: „So dass die Kinder wieder aus Steinen und Zweigen ihre eigene Welt bauen können“.

Regan Fernando

Ein Multitalent mit der unbändigen Lust, weiterzukommen. Er braucht Bewegung und Ruhe - gleichzeitig. Technische Effizienz und das Wissen sind für ihn von zentraler Bedeutung und der Verkehr die grosse Herausforderung: „Busfahren sollte gratis sein.“

Urs Häner

Sein Lebensraum ist das, „was ich zu Fuss erreichen kann“ und der Lebensmittelpunkt der „Untergrund“. Er fliegt nicht und empfindet das nicht als Verzicht, sondern als Gewinn und sagt: „Die Verweildauer im öffentlichen Raum muss erhöht werden!“

Silvia Planzer

Sie ist Schauspielerin und möchte eigentlich Biologin oder Gärtnerin sein und eine Stadt mit mehr Brachen und organischer Vielfalt als einen Raum, in dem auch das Pflanzliche in der Vertikalen einen Platz hat.

Barbara und Hans Steffen

Die Lebensqualität, die sie brauchen, finden sie als Landwirte auf der Alp. Sie kämpfen für den Erhalt der Schule und den Bau eines Radwegs, vermissen das „Alpenrösli“ („wo man sich treffen konnte“) und träumen davon, weniger abhängig vom Staat zu werden.

Edith und Thomas Joller und der Rand des Möglichen

Er ist Doktor der Physik und hat 30 Jahre lang in leitenden Funktionen für den Umweltschutz im Kanton Luzern gearbeitet: Thomas Joller wohnt mit seiner Frau Edith im Seetal in der Nähe des Baldeggersees, in einem naturlandschaftlich schönen und auch ökologisch weitgehend intakten Lebensraum. Die beiden leben sozial und umweltfreundlich und schätzen diese Lebensqualität.

Als jugendlicher Gymnasiast, sagt Thomas Joller, sei er an den freien Tagen am liebsten mit dem Fotoapparat im „Gnapi“ herumgestrolcht, einem Hochmoorgebiet ausserhalb von Stans. Er habe schon ein paar Tiere und Pflanzen gekannt und um diese oder jene Zusammenhänge gewusst, aber das sei für ihn sekundär gewesen. „Es war nicht Wissensdurst, der mich trieb, sondern die Freude, Sachen zu entdecken und das Glucksen und Wuchern auf diesem Areal erleben zu können.“ Von daher, meint der langjährige Chefbeamte, sei er nicht der klassische Naturwissenschaftler, der immer alles genau bestimmen müsse und jeden Namen wissen wolle. „Die Natur zu erleben, mich in ihr zu suhlen, ihre Formen zu schauen und ihre Geheimnisse zu spüren, das ist für mich mindestens so erfüllend.“

Bauen mit Strohlehm

35 Minuten dauert die Fahrt mit der S-Bahn von Luzern nach Gelfingen im Seetal. Vom Bahnhof aus sind es nochmals zehn Minuten zu Fuss, entlang von Wiesen und Gärten, bis man bei Thomas und Edith Joller zuhause ist. Die beiden wohnen so idyllisch wie unkonventionell in einem Doppeleinfamilienhaus, das zusammen mit einem weiteren gleichen Haus auf einem 2400 Quadratmeter grossen Grundstück steht. „1986 hatten wir die Gelegenheit, mit drei weiteren jungen Familien dieses Gelände zu erwerben und hier zu bauen.“ Dem Projekt gaben sie den Namen „Quattro“: Ein Lebensraum, in dem mit allen Kindern zeitweise 20 Personen lebten. Hier sind auch die drei Söhne von Thomas und Edith Joller aufgewachsen, die alle schon über 30 sind und als Arzt, Pflegefachmann oder im rechtlichen Bereich tätig sind.

Für die Planung wurden Architekten verpflichtet, die auch Baubiologen waren und dafür sorgten, dass möglichst natürliche Materialien verwendet wurden. „Die Strohlehmwände haben wir selber gemacht. Den Lehm dafür haben wir vom Aushub nehmen können“, sagt Edith Joller. Der Lehm wurde mit Stroh gemixt und die Masse in das Holzfachwerk eingefüllt. Diese Bauweise habe damals im Dorf für einen ziemlichen Aufruhr gesorgt, erinnern sich die beiden. Ob denn das auch stabil genug sei, wurden sie etwa gefragt. Andere kolportierten, dass solche Strohlehm-Wände Mäuse anziehen würden. Nichts davon hat sich bewahrheitet. „Die Bausubstanz hat sich gut gehalten, und das Raumklima ist ausgezeichnet.“

Bewährt hat sich auch die Energieversorgung: Drei der vier Familien heizen das ganze Haus mit einem grossen Kachelofen, die Jollers entschieden sich für eine Wärmepumpe. „Als Physiker hat mich diese Lösung interessiert“, sagt Joller. Seit 2010 ist das Dach ihres Wohnhauses zusätzlich mit Solarpanels bestückt. Das „Kraftwerk Quattro“, das allen Quattrofamilien gehört, produziert rund 16.000 kWh Strom pro Jahr, der vollumfänglich ins CKW-Netz eingespeisen wird. Eine vierköpfige Familie braucht typischerweise rund 4000 kWh/Jahr.

Das motiviert. „Jetzt sind wir alle bestrebt, den Stromverbrauch mit sparsamen Haushalt-Geräten und einem bewussteren Konsum noch weiter herunterzuschrauben.“

Als Aussenstehender hat man Respekt, wie konsequent ökologisch und sozial sich diese Familien schon vor 30 Jahren ihren Lebensraum eingerichtet haben. Aber da ist keine Ideologie dahinter, eher haben Offenheit und Neugier zu diesem Schritt motiviert. Joller lächelt. „Ich hatte nie das Ziel, baubiologisch zu bauen. Selber zu bauen schon gar nicht.“ Mit einem befreundeten Paar aus Stans hatten sie zuvor in einem Bauernhaus in Gibelflüh/Ballwil gelebt. Dann kam per Zufall das neue Angebot in Hitzkirch. „Wir kannten die andern Familien nicht. Es war eine günstige Gelegenheit. Wir haben mitgemacht und wurden angesteckt.“ Seine Frau nickt. „Mich haben bei diesem Bau vor allem die natürlichen Materialien begeistert. So hat sich das Ganze wie von selbst ergeben.“

Auch der Umschwung bietet ein grosses Mass an Lebensqualität. Die beiden Wohnbauten sind rechtwinklig am Rand des Grundstücks angeordnet, so dass viel Freiraum für Grünflächen bleibt. In einem weiteren, eingeschossigen Gebäude sind die Garagen untergebracht. „Pflichtgaragen“, nennt sie Joller mit einem Augenzwinkern. Interessant ist ihre Rückseite gestaltet, die zu einem teilweise bedeckten Aufenthaltsraum im Freien umgemodelt wurde. Auf dem grossen Gelände, das sich die vier Familien teilen, haben sich zwei heute blumenreiche Magerwiesen entwickelt. Am andern Ende liegen die Pflanzgärten und ein Treibhaus, wo Gemüse angepflanzt wird. Ein grosser Pizaofen, ein Pingpong-Tisch, ein grosser Regenwasserbrunnen, eine Boule-Bahn und ein alter Birnbaum machen die Wohn-Idylle Quattro perfekt.

« Wir haben mitgemacht und wurden angesteckt. »

Sorgenkind Baldeggersee

Thomas Joller ist, wie seine Frau Edith, in Stans aufgewachsen. Am Kollegi Stans machte er die Matura. Das anschliessende Studium an der ETH Zürich schloss er mit einer Diplomarbeit in theoretischer Kernphysik ab. In seiner Dissertation an der EAWAG setzte er sich mit Mischungsprozessen im Baldeggersee auseinander. 1984 kam Joller zum Kantonalen Umweltschutzamt des Kantons Luzern, wo er unter anderem die Abteilung Lufthygiene und Lärmschutz und die Hauptabteilung Luftreinhaltung, Lärm- und Bodenschutz leitete. Im Rahmen der Reorganisation der Dienststelle wurde er 1992 Leiter der Abteilung Zentrale Funktionen sowie Vorsteher-Stellvertreter und Mitglied der Geschäftsleitung. Mit seinem breiten fachlichen und beruflichen Erfahrungshintergrund wurde Joller 2003 zum Leiter der Dienststelle Umwelt und Energie (uwe) berufen, die er bis zu seiner Pensionierung im Sommer 2015 geprägt hat.

Es ist ein Zufall, dass sich Joller mit seiner Familie ganz in der Nähe des Baldeggersees niedergelassen hat, der aufgrund seiner grossen Phosphatbelastung den Umweltschutz schon lange beschäftigt. In Fortsetzung der grossen Pionierleistung der Initianten für die Sanierung des Baldeggersees dürfte Jollers Kompetenz und Beharrlichkeit massgeblich mitgewirkt haben, dass diesem See wie auch dem benachbarten Hallwilersee in den letzten drei Jahrzehnten ein besonderes Augenmerk zugekommen ist. Seit den 1960er Jahren hatte die Intensivierung der Landwirtschaft mit ihren Düngstoffen den See so stark verschmutzt, dass er 1975 mit Abstand der am meisten mit Phosphor belastete Mittellandsee war. Das führte zu mehreren Fischsterben.

Mit der Zufuhr von Druckluft ab 1982, welche die natürliche Zirkulation des Sees im Winter belebte und den Wasserkörper durchmischte sowie dem Eintrag von Sauerstoff während des Sommers konnten erhebliche Verbesserungen erreicht werden. So ist die Phosphorkonzentration im See mittlerweile von ursprünglich 550 mg/m³ auf 25 mg/m³ gesunken. Der Phosphoreintrag in den See übersteigt aber den kritischen Wert immer noch um einen Faktor zwei. „Ökologisch ist der See wieder ein vielseitigerer Lebensraum geworden. Die Artenvielfalt ist gewachsen“, bilanziert Joller. Da der aktuelle Sauerstoffbedarf des Sees im Jahresverlauf noch nicht gedeckt werden kann, besteht aber immer noch die Altlast eines sauerstoffzehrenden Sedimentes, was dazu führt, dass sich die Felchen nicht natürlich fortpflanzen können.

Für Joller ist klar: „Im Zuge des allgemeinen Spardrucks ist die Verlockung gross, dass man in den weiteren Bemühungen nachlässt. Aber es braucht weitere und nachhaltige Anstrengungen, um den See gesunden zu lassen.“ Eng mit der Phosphorbelastung der Mittellandseen hängt die Belastung der Luft mit Ammoniak, bei dem der Kanton Luzern noch immer Spitzenreiter ist, zusammen. „Das hat mit der Landwirtschaftsstruktur unseres Kantons zu tun. Das Problem sind die hohen Tierbestände. Die Reduktion der Ammoniakemissionen ist daher eine grosse Herausforderung.“ Zudem gebe es auch Zielkonflikte, etwa: „Die Laufställe erlauben zwar eine tiergerechtere Haltung, aber sie erschweren handkehrum auch, das Ammoniak abzufangen.“

Projekte der Zukunft

Ebenso zentral wie die Gesundung des Gewässers ist für Joller die gestaltete Landschaft in der näheren Umgebung. Dass die Seeufer weitestgehend unverbaut geblieben sind und sich rundherum ein artenreicher Naturraum entwickelt hat, beobachtet er mit Genugtuung. „Das ist ein riesiges Potential, das man hüten muss. Umso mehr, als sich die zukünftige Entwicklung des Kantons auf die Achsen entlang den Autobahnen fokussieren will. Da würde die Erhaltung eines weitgehend intakten Naturraums im Seetal ein Gegengewicht setzen, wobei es natürlich eine Herausforderung bleibt, diesen Raum auch ökonomisch neu in Wert zu setzen.“ Den Bestrebungen eines Vereins, am Westufer des Baldeggersees einen Fussweg anzulegen und damit einen durchgehenden Rundweg zu ermöglichen, begegnet Joller mit Skepsis. Wie die Pro Natura, die Besitzerin des Gewässers, würde er es vorziehen, den unmittelbaren Uferbereich von Wegen freihalten. „Ein Weg ganz in Ufernähe ist ohnehin nicht sehr attraktiv, da der Blick auf den See und die weitere Landschaft durch die Uferbestockung gar nicht möglich ist.“

Umwelttechnisch hat sich der Kanton Luzern gerade im Bereich der Abwassersammlung (Schutz der natürlichen Gewässer und des Grundwassers) schweizweit profiliert. Doch die Zeit bleibt nicht stehen. „Obwohl die Kläranlagen sehr gut funktionieren, können sie die zunehmenden Mengen von Medikamentenrückständen nicht herausfiltern. Diese Erweiterung ist eine neue Herausforderung.“ Als ein wegweisendes Projekt der nächsten Zukunft bezeichnet Joller die energietechnische Nutzung von Seewasser, wie sie in der Energieplanung Luzern Süd angedacht ist. Konkret geht es darum, das Seewasser in der Horwer Bucht für die Wärme- und Kälteversorgung der Region Luzern Süd nutzbar zu machen und damit die Abhängigkeit von fossilen Brennstoffen zu reduzieren.

Ein Lichtblick sind für Joller die Bestrebungen des Kantons, im Zuge des Hochwasserschutzprojektes für die Reuss den Fluss gleichzeitig zu renaturieren. Damit erhielte das Gewässer wieder einen freieren Lauf, mit Tümpeln und Nebenarmen und einer entsprechend naturnahen Flora und Fauna. Nach Berechnungen würde sich die Fläche des Gewässerraums der Reuss von heute 143 auf zukünftig 236 Hektaren vergrössern. Rund 28 Hektaren Landwirtschaftsland und 28 Hektaren Wald würden dauerhaft für die Hochwasserschutz- und Renaturierungsmassnahmen beansprucht. Weitere 37 Hektaren Kulturland und Wald würden in eine extensive Bewirtschaftung überführt. „Damit gäbe es mitten in der Agglomeration einen naturnahen Lebensraum, der den Menschen und den Tieren gleichermaßen zugute käme.“

« Es braucht weitere nachhaltige Anstrengungen. »

Soziale Vertiefungen

So engagiert sich Thomas Joller in seiner beruflichen Tätigkeit für eine lebenswerte Natur eingesetzt hat, so passioniert hat seine Frau Edith als Pflegefachfrau die Verantwortung für ein möglichst selbstbestimmtes Zusammenleben wahrgenommen. 14 Jahre lang betreute sie, auch in leitender Funktion, in einer Altersinstitution demenzkranke Menschen. „Wenn man sich die Zeit nehmen kann, ist das eine wunderbare Aufgabe. Diese Menschen brauchen eine professionelle Begleitung. So haben sie die Chance, noch einmal in Lebensthemen, die noch nicht verarbeitet sind, begleitet einzutauchen und in ihren Möglichkeiten zu reifen.“ Leider verunmögliche es der Druck einer zunehmenden Administration und Kontrolltätigkeit zunehmend, diese Pflegearbeit vertieft wahrzunehmen, bedauert Edith Joller die Entwicklung der letzten Jahre.

Das Thema Alter beschäftigt die beiden auch im Hinblick auf ihre eigene Wohnsituation. Nachdem die Kinder ausgezogen sind, benötigten sie nicht mehr so viel Platz, sagt Edith Joller. „Also haben wir jetzt unser Einfamilienhaus mit einer andern Familie geteilt, die im benachbarten Wohnhaus gelebt hat. So entsteht in der Siedlung wieder Platz für eine junge Familie.“ Thomas Jollers Idealvorstellung wäre gewesen, dass alle vier Quattro-Initianten nach der Familienphase ausgezogen wären, damit wieder junge Familien nachrücken könnten. „Aber das ist nicht in allen Fällen möglich gewesen. Also haben wir wenigstens einen Teilschritt gemacht.“ Positiv daran sei auch, dass so die Möglichkeit geschaffen werde, „einander im Alter zu unterstützen und in einer Gemeinschaft aufgehoben zu sein“.

« Es entsteht wieder Platz für eine neue junge Familie. »

Edith Joller spricht von einer „pragmatischen Lösung“. Aber sie habe in der Siedlung viele Diskussionen ausgelöst und sei nicht nur leicht gewesen. Dennoch: „Es war für uns wichtig, das anzupacken und in dieser sozialen Situation ein Veränderung herbeizuführen. Zur Lebensqualität gehören für mich nicht nur die Naturnähe und die Ruhe, die wir hier haben, sondern auch die Harmonie in Beziehungen.“ Thomas Joller hätte sich als Alterskonzept sehr gut vorstellen können, in die Stadt zu ziehen, um nicht zuletzt auch das kulturelle Angebot besser nutzen zu können. Edith Joller hingegen fühlt sich besser vernetzt am bestehenden Wohnort. Ihr Argument: „Wenn man älter ist, braucht man eher mehr Vernetzung, als die Nähe zu den kulturellen Angeboten.“

Kritisch optimistisch

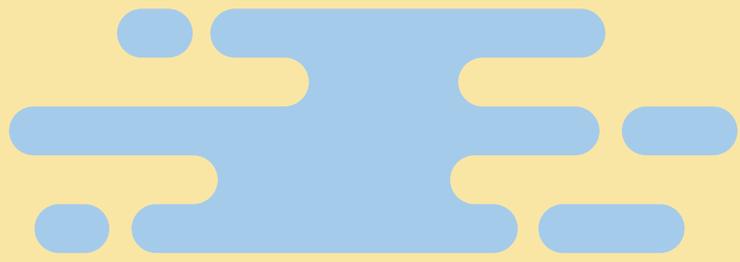
Da beide ihre Freizeit am liebsten in der Natur verbringen, ist die Perspektive, im Seetal zu bleiben, letztlich auch für Thomas Joller kein Problem. Man hat sowieso den Eindruck, dass sich die beiden kritisch-optimistisch und mit einer guten Portion Pragmatismus durchs Leben bewegen. Ein Auto haben sie nicht, weil sie mit dem öffentlichen Verkehr und dem Velo gut zurechtkommen. So sehr sie mit ihrer ökologisch und sozial bewussten Lebensweise zumindest in den Anfängen auch manchmal Leute verunsichert haben, so wenig haben sie je den Anspruch gehabt, damit missionieren zu wollen. Es ist ihre eigene Wahl, und wenn andere anders leben, ist das deren Wahl. „Wir sind keine ideologischen Umwelt- und Naturschützer. Wir machen zum Beispiel auch Flugreisen und besuchten den Baikalsee.“

Dennoch: Ist es nicht manchmal frustrierend, wenn sie sich Mühe geben, möglichst nachhaltig zu leben und dann feststellen müssen, dass viele Menschen scheinbar unbekümmert weiterhin im grossen Stil konsumieren und Ressourcen verschwenden? Edith Joller: „Wir handeln so, weil das so für uns stimmt und für uns Lebensqualität bedeutet. Wenn wir uns immer wieder über andere aufregen würden, ginge es uns nicht gut.“ In dieser Beziehung habe sie auch ihr Mann beeindruckt. „Er hat sich in seiner beruflichen Tätigkeit immer am Rand des Möglichen bewegt und sich nicht aufgeregt, wenn die grossen Schritte nicht gleich machbar wurden. Umso mehr hat er sich gefreut, wenn er wieder etwas umsetzen konnte. Er ist eigentlich selten gefrustet nach Hause gekommen.“

Thomas Joller hat viel geleistet, aber ist immer auf dem Boden geblieben und hat sich eine Art Gelassenheit bewahrt. Vielleicht denkt er, ein paar Monate vor seiner Pensionierung, schon an die Zeit, wenn er, frei von beruflichen Verpflichtungen, wieder im Ried herumstrolchen und die Natur in ihrer Unmittelbarkeit jenseits von Statistiken, Zahlen und Vernehmlassungen erleben kann. Und falls er mal Lust auf ein gutes Konzert hat, sind es auch nur 35 Minuten mit dem Zug in die Stadt. Back to the Trubel.

« Immer am Rand des
Möglichen bewegt. »





Stephanie Wangler und die Kunst des Gleichgewichts

Nach 31 Jahren Paris ist Stephanie Wangler wieder in ihre Heimatstadt Luzern zurückgekehrt. Die alleinstehende Frau freut sich an den täglichen Begegnungen und Beobachtungen im Alltag. Sie praktiziert regelmässig Tai Ji. Die alte chinesische Bewegungskunst beeinflusst auch ihr Verhältnis zur Umwelt und Natur.

Hören Sie? Da ist er wieder!“ Stephanie Wangler lächelt. Der Buchfink ist auf den Balkon gehüpft. Bald wird die Frau aufstehen, eine kleine Schale und ein Messer holen, ein paar Nüsse zerkleinern und sie auf den Balkon bringen. Auch Meisen und Amseln gehören zu ihren regelmässigen Besuchern. „Die Buchfinken zerhacken die Nüsse in kleine Teilchen, die Amseln schlucken sie ganz. Aber sie lieben vor allem Weinbeeren.“ Stephanie Wangler füttert die Vögel nur ab und zu. Mass halten ist auch hier wichtig. „Sonst scheissen sie den Balkon voll. Daran hat niemand Freude.“

Der Balkon gehört zu einer Zweieinhalbzimmer-Wohnung. Sie liegt im siebten Stock eines Mehrfamilienblocks im Hirtenhofquartier von Luzern. Von hier aus geht der Blick über den nahen See zu den Hügeln und in die Voralpen. Gleich hinter dem Haus beginnt der Bireggwald. Die Kronen der Bäume sind in den letzten Tagen immer dichter geworden. Der Frühling treibt mit aller Kraft ins Land. Stephanie Wangler geniesst die Natur, jeden Tag macht sie ihre Spaziergänge, beobachtet, registriert, freut sich. Ein paar Schritte, und schon ist sie im Wald, wählt einen der vielen Wege, steigt hoch zur Oberrüti, um dann je nach Lust und Laune entlang dem Waldrand oder in einem weiteren Bogen über St. Niklausen oder Kastanienbaum zurückzukehren.

Theaterleben in Paris

Die 67-jährige, die seit 2001 ihren Lebensmittelpunkt wieder in Luzern hat, blickt auf ein Leben zurück, das von Aufbruch, Bewegungslust, Kunst und Kultur geprägt worden ist. Schon als Jugendliche hatte sie den Traum, Israel zu besuchen. Sie lächelt. „Der Film Ben Hur hat mich sicher auch inspiriert.“ Zwei Jahre vor der Matura reiste sie mit ihrer Freundin auf dem Schiff von Venedig über Kreta und Zypern nach Haifa/Israel. „Wir wollten mit dem Schiff ankommen und die Reise nach Israel wie die Einwanderer aus Europa erleben.“ Es war im Jahr 1967. Als die israelischen Luftstreitkräfte am 5. Juni einen sogenannten Präventivschlag gegen ägyptische Luftwaffenbasen ausführten, dachten die beiden jungen Frauen schon, sie müssten ihren Traum begraben.

Doch der dritte israelisch-arabische Krieg seit der Gründung des Staates Israel im Mai 1948 dauerte dann nur sechs Tage und ging als Sechstageskrieg in die Geschichte ein. So verbrachte Stephanie Wangler im gleichen Sommer zwei „wunderbare Monate“ in Israel. „Wir arbeiteten in einem Kibbuz, pflückten Tomaten und lernten dort auch eine Gruppe von Künstlern kennen.“ Sie hätte damals am liebsten Malerei in Israel studiert. Das tat sie den Eltern auch kund, als sie wieder zuhause war. „Aber sie hatten kein Gehör dafür. Also beschloss ich, das kürzeste Studium zu machen und dann zu tun, was ich wollte.“

An der Universität Zürich machte sie den Sekundarlehrer für Sprachen (Deutsch, Französisch, Englisch). Für das obligatorische Semester an einer französischsprachigen Universität wählte sie Paris. Dort traf sie einen jungen Künstler, den sie im Kibbuz kennengelernt hatte. Die beiden wurden ein Paar. Die junge Frau blieb gleich für zwei Semester an der Sorbonne, aber dann entdeckte sie eine neue Leidenschaft, die fortan ihren Lebensweg bestimmte. „Eine Freundin machte mich auf eine aussergewöhnliche Theaterschule aufmerksam, die zur Universität gehört.“ Es ging nicht lange, und Stephanie schrieb sich ein. 1971 bis 1974 lernte sie dort eine Welt kennen, von deren Reichhaltigkeit sie bis heute zehrt.

„Wir beschäftigten uns nicht nur mit Schauspiel, sondern auch mit Tanz, Musik, Akrobatik, der Gestaltung von Bühnenbildern oder der Soziologie des Theaters. Wir haben gesungen, gesprochen, getanzt und uns mit vielen neuen Einflüssen auseinandergesetzt. Dazu gehörten auch die orientalisch-asiatischen Theaterformen.“ Auf Anhieb begeistert war sie vom chinesischen Theater, das sie im zweiten Studienjahr kennenlernte. „Wir hatten eine chinesische Dozentin, die uns auf eine intelligente Art und Weise gewisse Bereiche der chinesischen Bühnenkunst nähergebracht und uns auch aufgefordert hat, solche Elemente aufzunehmen und in die westlichen Theatertraditionen einzubauen.“

Damals habe man noch keinen schlüssigen Begriff gehabt für diese Vielfalt an theatralischen Formen innerhalb eines Stücks. Sie lächelt. „Heute sagt man dem einfach Tanztheater.“ In den frühen Achtziger Jahren war Stephanie Wangler auch mal im Kleintheater Luzern aufgetreten – im Duo mit dem amerikanischen Jazzpianisten Mal Waldron, der oft in Paris auftrat. Sie tanzte, spielte und performte, er improvisierte auf den Tasten. Da hatte sie bereits Formen der chinesischen Bewegungskunst in ihr theatralisch-tänzerisches Programm integriert. Nicht ohne Stolz erzählt sie, dass sie zu den ersten in Europa gehörte, die Mitte der 1970er Jahre in Paris Tai Ji kennenlernten und zu praktizieren begannen.

Praktische Lebensintelligenz

Tai Ji mache die dem Menschen eigenen Fähigkeiten bewusster oder überhaupt bewusst. „Wenn man das über den eigenen Körper oder mit Einsatz des eigenen Körpers erlernt, wirkt es viel tiefer, ganzheitlicher.“ Die Bewegung beginne in den Füßen, entwickle sich in den Beinen, werde von der Taille gelenkt und entfalte sich in den Händen. „Keine Kleinigkeit! In Worten vielleicht, aber nicht in Taten“, sagt Stephanie. Aber ein solcher Lernvorgang habe seine Wirkung: „Er lehrt Geduld, Nachsicht, Bescheidenheit.“ Stephanie Wangler hat Tai Ji von Grund auf gelernt und auch während Jahrzehnten in Paris und in der Schweiz unterrichtet. Alle zwei Wochen fuhr sie von Paris nach Männedorf und Zürich, wo sie neben Theaterkursen auch Unterricht in Tai Ji und Ji Gong gab. In Paris hat sie auch die Schwert- und Stabkunst praktiziert.

« Keine Kleinigkeit!
In Worten vielleicht,
aber nicht in Taten. »

Die verschiedenen Formen der chinesischen Bewegungskunst steigerten das Bewusstsein und das Wahrnehmungsvermögen und weckten bei jedem Menschen den ihm möglichen Grad an Respekt, Achtung und Nachsicht. Stephanie Wangler spricht von einer „praktischen Lebensintelligenz“ oder „Lebenskunst“. Von daher habe Tai Ji auch ihre Liebe zur Umwelt und Natur gestärkt. „Was ich liebe, schütze ich. Ich genieße die Natur, sie ist eine Quelle der Freude, der Inspiration. Tai Ji schärft die sinnliche Wahrnehmung, was bedeutet, dass ich alles intensiver spüre. Ich erlebe die Natur um mich mit

dem Herzen. Ich höre die Vögel.

Ich könnte nie mit einem Hörgerät durch den Wald rennen.

Ich erfahre den Reichtum und die Schönheit der Natur und der Umwelt bewusster.“

2001 ist Stephanie Wangler - nach 31 Jahren - von Paris wieder nach Luzern zurückgekehrt. 20 Jahre lang hatte sie im 18. Arrondissement, gleich hinter dem Montmartre, in einem Atelier in einer ehemaligen Fabrik gelebt, wo mehrere Künstler wohnten oder arbeiteten. „Wir hatten einen prächtigen Innenhof mit zwei wilden Kirschbäumen. Ich hörte die Amseln singen. Mitten in der Grosstadt, wohnte und arbeitete ich in einer Insel der Ruhe, der Stadtverkehr klang nach einem fernen Meeresrauschen.“ Als das Gebäude umfassend renoviert wurde und die Preise stiegen, entschied sich Stephanie, die Zelte in Paris abzubauen und sich mit dem Gedanken anzufreunden, wieder in Luzern zu leben.

Sie fand die Wohnung im Hirtenhof, direkt am Waldrand. Das behagte ihr sofort, war sie doch schon als Kind am Waldrand aufgewachsen, ganz in der Nähe ihres jetzigen Wohnorts, in einem Reiheneinfamilienhaus auf der Bodenhofterrasse. Waldränder scheinen sie zu begleiten, und sie hat auch eine Aufmerksamkeit dafür entwickelt. Sie markieren eine Grenze zwischen Freiraum und Siedlung, Ruhe und

Geschäftigkeit, vielleicht auch zwischen Traum und Realität. „Es ist eine Kunst, wie man einen guten Waldrand gestaltet. Er soll nicht einfach in die Wiese hinauswachsen, aber trotzdem auch Schutz gegen innen bieten.“

Wald, See, Stadt

Stephanie geht täglich in den Wald. Manchmal macht sie dort ihre Tai Ji Übungen, wie sie das früher in Paris regelmässig im Jardin de Luxembourg praktiziert hatte. „Auf meinen Rundgängen sehe ich ab und zu Rehe oder Füchse. Auch einem Dachs bin ich schon mal begegnet.“ Am liebsten hat sie die Vögel. Sie erzählt von einem Buntspecht, den sie schon länger beobachte, und der daran sei, auf einem hohen, abgestorbenen Baum Löcher zu schlagen und so sein Haus vorzubereiten. „An diesem Baum hacken die Spechte schon seit Jahren herum.“ Eine schöne Entdeckung habe sie kürzlich bei der Oberrüti gemacht. „Es gibt dort Sträucher, die voll mit Blüten sind und in denen es summt von Insekten und Bienen. Beim genaueren Hinschauen habe ich zu meiner Überraschung mitten im Strauchwerk ein kleines, kompaktes Vogelnest gesehen. Das hat mich so beglückt.“

Die Nähe zum Wald, die Nähe zum See und die Nähe zum Stadtzentrum, diese drei Faktoren zählen für sie zur Lebensqualität. Wenn sie schwimmen gehen will, braucht sie bloss ein paar Minuten bis zur Einstiegsstelle unten am See. Sie sei „überaus froh“, dass der See so sauber sei. „Als ich um 1970 nach Paris zog, wurden hierzulande die ersten Kläranlagen gebaut. Das finde ich eine Errungenschaft.“ Gerne hält sie sich auch in der sanften Landschaft beim Richard Wagner Museum auf. „Zum grossen Glück haben sie das neue Hallenbad nicht in dessen Nähe gebaut, wie das mal geplant war. Das wäre eine Katastrophe gewesen.“ Will sie doch mal in die Stadt, sind es mit dem Bus nur neun Minuten bis zum Bahnhof. Hin und wieder benutzt sie das Velo. „Aber mir ist das oft zu gefährlich. Die Pilatusstrasse fahre ich schon gar nicht. Es gibt in der Stadt noch andere Stellen, wo die Velowege zu wenig ausgebaut sind.“

Stephanie Wangler nimmt die Natur intensiv wahr, sie kennt Pflanzen und Tiere, weiss um Zusammenhänge, obwohl sie nie Biologie oder Umweltwissenschaften studiert hat. „Viel haben mir meine Eltern mitgegeben, die beide sehr naturliebend waren. Wir gingen oft in die Berge, der Vater war auch ein Bergsteiger.“ Die Mutter habe schon früh Wert auf eine gesunde Ernährung gelegt und auch vegetarisch gekocht. In den 1980er Jahren sei die Mutter zur Vegetarierin geworden. „Sie las Berichte, wie Tiere in industriellen Betrieben behandelt wurden. Das schockierte sie.“ Stephanie selber ist weiterhin Fleisch, „aber mit Mass und längst nicht jeden Tag.“ Auch in Sachen „bio“ sei sie nicht extrem. Ihre Mutter habe jeweils auf einem Hof im Sonnenberg biologisch angebautes Gemüse gekauft. „Diese Tradition führe ich weiter. Ich gehe jeden Samstag auf den Markt. Aber manchmal esse ich auch Sachen, die nicht biologisch sind.“

Bedrohender Plastik

Was ist für sie Nachhaltigkeit? Stephanie Wangler überlegt nicht lange. Nachhaltigkeit sei, wenn die Materialien und Güter, die man für das Leben brauche, möglichst einfach wieder in naturnahe Stoffe umgewandelt werden könnten. „Gegenstände müssten aus Materialien gefertigt sein, die rezyklierbar sind und bei ihrem Zerfall wieder Natur werden. Diese Produktionsweise sollte viel mehr gefördert werden.“ Plastik empfindet sie als etwas Bedrohendes. Sie werfe Plastiksäcke nicht weg, sondern brauche sie wieder, so oft es gehe. „Papiertaschen bringe ich einem Händler auf dem Flohmarkt, der sie gut weiterverwenden kann.“

Auch im Haushalt achtet sie auf Nachhaltigkeit. „Ich habe wenig Geräte. Beim Braten schaue ich darauf, das Öl nicht ins Abwasser zu giessen, sondern die Pfanne mit einem Papier auszureiben und so das Öl in den Trockenabfall zu geben.“ Sorgfalt lässt sie auch beim Heizen walten: „Kein Heizkörper ist auf das Maximum eingestellt. Ich brauche nicht 25 Grad. In andern Wohnungen ist es für mich oft zu heiss.“ In Paris habe sie gelernt, mit wenig auszukommen. „Ich habe mehrere kalte Winter erlebt. Die Leitungen froren ein, und wir mussten das Wasser anderswo holen. Auch die Zimmer waren kühl. Manchmal hatte ich Eisblumen an den Fensterscheiben. Dann zog ich halt etwas wärmere Kleider an.“ Auch hier gehe es darum, ein Gleichgewicht zu finden: „Man muss herausfinden, was für einem wohltuend ist.“

« Man muss herausfinden, was für einem wohltuend ist. »

Eine grundlegende Frage des Gleichgewichts ist für sie auch das Verhältnis von Siedlungen und freier Natur. Städte sollten sich nicht unbegrenzt in das Umland ausdehnen und den Raum zersiedeln, sagt sie zu den längerfristigen Perspektiven einer möglichst natur- und menschenfreundlichen Umwelt. „Es ist wichtig, Grünflächen zu erhalten und wenn möglich weiter auszudehnen. Wir brauchen sie für die Bewegung, zum Atmen, zum Sein.“ In der Energiepolitik hofft sie auf die Forschung. „Ich bin nicht für die Atomkraft. Sie ist viel zu gefährlich. Es müssen weiterhin Lösungen für erneuerbare Energien gesucht werden. Ebenso wichtig ist, dass man selber sparsam mit der Energie umgeht.“

Eigene Welten

Wie kann dieses individuelle Verhalten bei einer Mehrheit Fuss fassen und so eine Nachhaltigkeit erzeugen? Für Stephanie Wangler ist die Erziehung massgebend. „Wenn Kinder früh dazu erzogen werden, wie man mit der Umwelt umgeht und wie die Zusammenhänge sind, werden sie dafür ein Bewusstsein entwickeln.“ Leider hätten heute viele Kinder kein Verhältnis mehr zu den natürlichen Vorgängen. Stattdessen würden sie sich in Erlebnisparks, mit Events und sonstigen künstlichen Attraktionen vergnügen. „Ich halte das für übertrieben. Wie sollen da Kinder noch Fantasie entwickeln? Und ein Gespür dafür, dass sie aus den einfachsten Dingen ihrer natürlichen Umwelt wie Steine oder Zweige eigene Welten bauen können?“





Regan Fernando und die Lust, weiterzukommen

Regan Fernando (33) ist dunkelhäutig und spricht perfekt schweizerdeutsch. Der gebürtige Tamile lebt mit seiner Frau Mayoori im eigenen Einfamilienhaus in Neudorf. Hier fühlen sich die beiden wohler als in der Stadt, wo beide arbeiten. Regan ist ein Multitalent: Er ist Elektroinstallateur, Tanzlehrer, Fussball-Schiedsrichter und Schauspieler.

Wir betreten ein hübsches Reiheneinfamilienhaus, das von viel Grün umwuchert und modern eingerichtet ist. Hier könnte der gut verdienende Schweizer wohnen, der Wert auf ein eigenes Zuhause legt, der die Ruhe schätzt und Freude an einem schönen Garten hat, der regelmässig joggen geht und ein Auto besitzt, aber auch Velo fährt, der aufgeschlossen denkt, aber sich doch auch von tradierten Werten leiten lässt. All das trifft auf Regan Fernando zu, nur dass er nicht als Schweizer Bünzli geboren wurde, sondern ein ehemaliger Asylbewerber ist, ein Flüchtling aus Sri Lanka, der es geschafft hat, sich zu etablieren.

Regan ist mit 15 Jahren in die Schweiz gekommen. „Ein schwieriges Alter. Für die Schule bist du zu alt, für einen Beruf noch zu jung.“ Regan emigrierte mit seiner Mutter und seiner Schwester. Der Vater lebte zu diesem Zeitpunkt schon sechs Jahre in Luzern. Sie zogen zu ihm, in eine Wohnung am Bundesplatz. Sein Vater und seine Mutter sind Tamilen, aber der Vater stammt aus der singhalesischen Provinz. Da waren die Schwierigkeiten in der Heimat vorprogrammiert. „Wir gerieten zwischen die Fronten, beide Bürgerkriegsparteien wollten Geld.“ Die Familie führte ein Hotel, eine Bar und ein CD-Geschäft. „Die drei Betriebe existieren nicht mehr. Sie wurden zerstört. Ich habe noch ein paar Verwandte dort.“

Lehrstelle in der Altstadt

Das Wohnzimmer grenzt direkt an den Garten. Er ist rundum von Sträuchern eingewachsen. Ein verborgenes Refugium, wo Pflanzen blühen und ein Bächlein sprudelt. Hinten im Gebüsch ist ein kleiner Durchlass, durch den man gebückt nach draussen tritt – und sich die Augen reibt: Da steht man schon wieder mitten im Grün, nur ist es diesmal ein grosszügiges Erholungsareal mit einem Kinderspielplatz. Das ist für die ganze Einfamilienhaussiedlung eine perfekte Erweiterung der Idylle. Regan nickt: „Genau so haben es meine Frau Mayoori und ich gern. Viel Natur, Ruhe. Auch mit den Nachbarn haben wir gute Kontakte.“

Nach seiner Ankunft in der Schweiz wurde Regan als Asylbewerber zunächst von der Caritas Luzern unter die Fittiche genommen. Ein Jahr lang absolvierte er die Deutsch- und Integrationskurse. Am Luzerner Fest – es war ein schöner Sommerabend - ging unverhofft eine neue Türe auf. „Ich sass bei Leuten und sagte, dass ich eine Lehrstelle suche. Da meldete sich einer und meinte, er könne mir vielleicht etwas anbieten. Es war mein zukünftiger Lehrmeister.“ Eigentlich habe er beruflich etwas mit Informatik machen wollen. „Aber schon auf dem Berufsinformationszentrum BIZ hatten sie mir gesagt, dass dies aufgrund der Sprache und meiner Schulbildung schwierig sei.“ In Sri Lanka hatte er die Sekundarschule gemacht, in der Schweiz besuchte er keine Schulen mehr.

« Als ehemaliger Asylbewerber in der Schweiz etabliert »

Umso mehr packte er die Chance, bei Mine Meier, dem einzigen Elektrofachgeschäft in der Luzerner Altstadt, eine Lehre zu beginnen. „Ich musste einen Test machen. In der Mathi war ich sehr gut, es klappte, ich konnte es probieren.“ Prompt und mit Erfolg absolvierte er die Lehre, aber die Arbeit als Elektroinstallateur auf den Baustellen behagte ihm nicht allzu sehr. „Vor allem im Winter empfand ich es als sehr hart. Also redete ich mit meinem Chef.“ Man fand eine neue Lösung. Regan absolvierte eine zweijährige Weiterbildung zum Telematiker.

Der Service-Fachmann

Der nächste Arbeitgeber war eines der grössten Elektrogeschäfte der Stadt Luzern. „Es war immer mein Traum gewesen, dort zu arbeiten, aber ich erlebte auch Enttäuschungen.“ So bekam Regan eines Tages die Chance, in einem Bollywood-Film mitzuwirken. Er meldete seinen Wunsch auf einen mehrwöchigen Urlaub zwei Monate im Voraus an und bekam die Zusicherung. Zwei Wochen vor den Dreharbeiten hiess es, man habe viel Arbeit und brauche ihn. „Ich wurde vor die Wahl gestellt, in Luzern zu bleiben oder einen temporären Mitarbeiter aus eigener Tasche zu bezahlen. Ich willigte schliesslich ein, zu bezahlen.“ Kurz darauf kündigte er. Er war schon lange nicht mehr Fan der Firma.

Regan fand schnell eine neue Stelle bei Elektro Aregger in Horw, einem Kleinbetrieb mit knapp einem Dutzend Mitarbeitern. „Als ich von meinem Interesse für den Film und möglichen Einsätzen erzählte, sagte der Chef, das sei kein Problem, das liesse sich sicher lösen.“ Inzwischen ist Regan schon sieben Jahre in der Firma. „Der Chef ist positiv eingestellt. Ich bekomme auch viele Komplimente.“ Als Service-Fachmann kurvt er mit dem rotweissen Firmenauto herum. Inzwischen kennt ihn halb Horw.

« Es gab einige
Schwellen zu
überwinden. »

Es gab auch hier einige Schwellen zu überwinden. „Am Anfang wusste der Chef nicht, wie ich als Ausländer im Service akzeptiert werden würde.“ Als er in der Anfangszeit zu einer Reparatur nach Kastanienbaum ausrücken musste, wurde er vom Besitzer prompt nicht ins Haus gelassen. „Er ging davon aus, dass ich das gar nicht könne und traute der Sache nicht.“ Es brauchte ein Telefon an den Chef und dessen Zusicherung, dass der Kunde die Rechnung nicht bezahlen müsse, wenn es nicht funktioniere. „Ich war nach 15 Minuten mit der Reparatur fertig. Es gab nie eine Reklamation.“

Dragon Boyz Dance School

Dass Regan inzwischen am Elektro-Ausbildungszentrum Zentralschweiz EAZ in Horw eine berufsbegleitende Weiterbildung zum Elektro Sicherheitsberater macht, ist bei seinen Talenten und seinem gesunden Ehrgeiz nicht weiter verwunderlich. Erstaunlich ist mehr, dass er neben seinem 100-Prozent-Job und der Weiterbildung, die ihn an zwei Abenden und am Samstagvormittag beansprucht, auch noch eine eigene Tanzschule hat, Tanzstunden gibt, Fussballclubs trainiert, regelmässig als Schiedsrichter unterwegs ist, sporadisch bei Filmen mitwirkt und es auch noch schafft, mit seiner Frau joggen zu gehen, Badminton zu spielen oder gelegentlich einen Veloausflug zu machen

„Ich habe schon als Kind gerne getanzt“, sagt Regan. Wer sich dabei kitschig angezogene Kinder vorstellt, wie sie sich in Bollywoodfilmen bewegen, liegt richtig. „Wir nennen das Cinema-Tanz“, grinst Regan. In der Schweiz verfolgte er sein grosses Hobby weiter und besuchte Workshops in Zürich und in der Musical Factory in Luzern. „Dort habe ich alle Tanzstile gelernt.“ Heute tanzt er auch Hip Hop, Breakdance oder C-Walk. Bald gab er selber Tanzstunden und merkte, wie er vor allem bei Tamilen das Interesse weckte. Also gründete er vor sechs Jahren mit der Dragon Boyz Dance School eine eigene Tanzschule, wo er jeden Freitag von 19 bis 22 Uhr unterrichtet. „Ich habe 30 Schüler, unterteilt in Anfänger und Fortgeschrittene. Es sind alles Tamilen, der jüngste ist 5, der älteste 21 Jahre alt.“ Werbung muss er nicht machen. „Es gibt Wartelisten.“

Jedes Jahr hat Regan mit den Dragon Boyz mehrere Auftritte. Er hat auch schon als Schauspieler in drei Filmen mitgewirkt, zwei davon wurden in Indien gedreht. Und er machte beim mehrteiligen Soap-Hörspiel „Crashkurs Schweiz“ mit, das in Luzern produziert wurde. Bei Anfragen für Filmrollen sei er in den letzten Jahren sehr zurückhaltend gewesen, obwohl er gar nicht abgeneigt wäre. „Wir haben vor drei Jahren das Haus in Neudorf gekauft und dafür von Angehörigen Darlehen aufgenommen. Da lag es finanziell nicht drin, einen unbezahlten Urlaub von mehreren Wochen für Dreharbeiten zu nehmen oder sich für sonstige künstlerische Aufträge zu bewerben.“ Doch inzwischen seien die Darlehen zurückgezahlt. „Jetzt wird wieder mehr möglich sein.“

Zeit für Familie

Nicht minder zielstrebig als der Tausendsassa Regan ist seine Frau Mayoori. Sie arbeitet bei der UBS und ist zur Zeit daran, sich zur Finanzberaterin weiterzubilden. Wenn die beiden ihre Zusatzausbildungen gemacht haben, möchten sie eine Familie zu gründen. „Vorher wollten wir keine Kinder haben. Ich sehe keinen Sinn darin, sie zur Betreuung abzugeben. Ein Kind braucht die Mutter“, hält Regan entschieden fest. Mayoori liebäugelt mit der Möglichkeit, nach ihrer Weiterbildung auf eine UBS Filiale in der Nähe ihres Wohnortes zu wechseln, und dort Teilzeit zu arbeiten. Das wäre optimal für die Familie. „Wir beide lieben das Land, uns gefällt es hier.“ Mayoori ist 25. Sie stammt auch aus Sri Lanka, wurde allerdings in der Schweiz geboren. In den Flitterwochen vor drei Jahren sah sie erstmals ihre zweite Heimat.

« Wir beide lieben das Land,
uns gefällt es hier. »

Hätten die beiden jetzt schon Kinder, würden sie ihren Vater vermutlich kaum sehen. Neben seinem Beruf, seiner Weiterbildung und seiner Tanzschule ist Regan auch noch regelmässig für den Fussball auf der Piste. Fünf Jahre spielte er mit dem LSC in der 4. Liga. „Als das zeitlich für mich zu eng wurde, entschloss ich mich, Schiedsrichter zu werden.“

Heute ist er vor allem für die Drittliga-Spiele unterwegs. Als Inter-Assistent muss er an seinen regelmässigen Wocheneneinsätzen auch mal über die Zentralschweiz heraus reisen. Damit nicht genug: „Seit 13 Jahren bin ich Trainer beim FC Kantonsspital Luzern. Während meiner Lehre als Elektriker habe ich häufig dort gearbeitet.“ Schliesslich trainiert er auch noch den FC Rainbow, den tamilischen Fussballclub in Luzern. „Wir haben Plauschturniere, an denen wir gegen die Tamilenclubs der andern Kantone spielen.“

Autos sind günstig

Jeden Tag fahren Regan und Mayoore von Neudorf nach Luzern zur Arbeit. Regan setzt sich ins Firmenauto, seine Frau benutzt die öffentlichen Verkehrsmittel. „Am Anfang waren wir daran, ein Auto zu kaufen, damit auch Mayoore unabhängiger pendeln könnte.“ In der Schweiz müsse man gar nicht überlegen, ob man ein Auto kaufen solle oder nicht, sagt Regan. „Es ist so günstig. In Sri Lanka müsstest du fünf bis sechs Jahre arbeiten, um dir ein Auto leisten zu können.“ Aber dann hätten sie es doch übertrieben gefunden. „Es kann nicht Ziel sein, dass jeder ein Auto kauft.“ Ihre Vermieterin sei auch 30 Jahre lang nach Luzern gependelt. Das habe sie beeindruckt. „Zudem sind die öV-Verbindungen sehr gut.“

Aber Regan gibt dem Verkehrssystem in Luzern keine Bestnoten. „Es ist übermässig belastet. Sobald nur ein kleiner Unfall passiert, ist alles blockiert.“ Die Anzahl der Autos habe stark zugenommen, doch der Strassenbau sei nicht angepasst worden. Dass diese Engpässe auch den Busverkehr behindern, findet Regan schlecht. „Busse müssen eigene Spuren haben. Deswegen ist die S-Bahn super. Mit ihr kann man pünktlich sein. Mit Bus und Auto ist das immer weniger möglich.“ Regan hätte schon eine radikale Lösung, wie der Autoverkehr eingedämmt werden könnte. „Busfahren sollte gratis sein. Dann würde der Verkauf von Autos sofort zurückgehen. Weniger Leute würden mit dem Auto fahren, es gäbe weniger Stau. Dann wäre man auch mit dem Bus schneller und pünktlicher vor Ort.“

Regan und Mayoore fühlen sich wohl in Neudorf. Die ländliche Umgebung tut ihnen gut. Deswegen hätten sie auf dem Land und nicht in der Stadt Eigentum erworben. „Wenn man schon ein Haus kauft, muss es einem gefallen. Es muss alles stimmen, schliesslich lebt man 40 bis 50 Jahre darin.“ Regan hält sich gerne im Garten auf, auch wenn er in seinen Büchern lernt. „Draussen kann ich mich viel besser konzentrieren, es ist ein anderes Gefühl, mich in einen Stoff zu versenken.“

Gesund essen

Einmal in der Woche geht er mit Mayoori joggen. Auch das sei in Neudorf ein Vergnügen. „Unsere Verwandten leben in Emmenbrücke. Sie müssen zuerst zwischen den Häuserreihen und dem Verkehr hindurchspringen, bis sie im Grünen sind. Das würde mir gar nicht behagen.“ Wenn sie mal einen freien Samstagvormittag haben, machen sie einen kleinen Veloausflug. „Im Sommer gehen wir gerne nach Beromünster in die Badi.“ Ein- bis zweimal pro Woche fahren sie ins Squash-Center im Würzenbach, um Badminton zu spielen.

Regan ist sich bewusst, dass in seiner zweiten Heimat Sri Lanka der Umgang mit der Natur längst nicht so sorgsam ist wie in der Schweiz. „In Sri Lanka liegt vieles herum, hier ist im Vergleich dazu alles sehr sauber.“ In den letzten Jahren sei die Hauptstadt Colombo sehr modernisiert worden. „Es hat feine Läden, wie es sie auch hier gibt, es ist auch sauberer geworden. Dafür hat es fast keine Bäume mehr. Die Natur hat man arg zurückgestutzt. Ich finde das schade. Die vielen grossen Bäume fehlen. Stattdessen hat es überall die gleichen Sonnenschirme und Bänklis.“

Natur und Sport sind für Regan Synonyme für ein gesundes Leben. „Ich könnte nicht einfach vor dem Fernseher sitzen oder stundenlang gamen. Das ist nicht mein Ding. Die Natur zu geniessen, das ist Lebensqualität.“ Dazu gehört für ihn auch, gesund zu essen. „Wir achten sehr darauf und kochen regelmässig selber. Wir wechseln ab zwischen tamilischen und schweizerischen Gerichten.“ Auswärts essen würden sie maximal zweimal im Monat. „Einmal sicher am 26. jedes Monats.“ Regan lächelt. „Das ist unser Hochzeitstag.“

« Ich könnte nicht einfach vor dem Fernseher sitzen oder stundenlang gamen. Das ist nicht mein Ding. »

Steckdose für Elektroauto

Dass der Abfall einfach weggeworfen werde, hat ihn schon damals gestört, als er noch in Sri Lanka lebte. „Es kommt darauf an, wie du aufgewachsen bist, welche Vorbilder du erlebt hast.“ Viele Menschen wüssten noch nicht um die Zusammenhänge, warum das der Natur schade. Es brauche sehr viel Aufklärung, um die Leute zu einem andern Verhalten zu bewegen. „Oft muss es auch weh tun, bis sich etwas ändert.“ Aufgefallen ist Regan, dass viele Klimaanlageanlagen in Sri Lanka nach einem völlig ineffizienten System funktionieren. Auch sei die Isolation der Häuser schlecht. „Das ändert sich jetzt langsam, weil zunehmend auch Leute Häuser bauen, die entsprechend ausgebildet sind und die neuen Techniken kennen. Aber solche Zusammenhänge müssten auch die Politiker erkennen und entsprechend reagieren.“

Als Elektrofachmann achtet Regan auf einen möglichst niedrigen Stromverbrauch. „Wir haben in allen sechs Zimmern unseres Hauses LED-Lampen. Vorher verbrauchte eine Lampe allein soviel Strom, wie jetzt die ganze Beleuchtung benötigt. Das ist natürlich super.“ Als wir beim Abschied noch einen Blick auf das Firmenauto in der neu umgebauten Garage werfen, zeigt Regan auf eine Steckdose: „Ich habe beim Umbau gleich auch noch einen Anschluss für das Elektroauto gemacht. Das ist umweltfreundlich und wird die Zukunft sein.“ Ob er denn selber ein Elektroauto kaufen würde? „Aber sicher“, lächelt Regan. „Sobald es erschwinglich ist.“

« Oft muss es auch weh tun,
bis sich etwas ändert. »



Urs Häner und die Liebe zum Untergrund

Solidarität ist für Urs Häner kein leeres Wort. Der 59-jährige Druckerei-Mitarbeiter wohnt und wirkt seit 30 Jahren im Luzerner Untergrundquartier, das von Menschen aus über 70 Nationen bevölkert ist. Dort engagiert er sich und geniesst die Vielfältigkeit des globalen Dorfs.

„Mein Lebensraum ist das, was ich zu Fuss erreichen kann.“ Urs Häner, der grossgewachsene Mann mit dem langen Bart, liebt die Überschaubarkeit. Aber nicht, um sich ins Schneckenhaus einer womöglichen Idylle zurückzuziehen, sondern um den Lebensraum gemeinsam mit den Bewohnerinnen und Bewohnern aktiv mitzugestalten. Ein Stadtquartier ist ein Mikrokosmos, in dem es für einen engagierten Menschen genug zu tun gibt. Das trifft besonders für ein Quartier zu, in dem die sogenannten Unterprivilegierten leben und wo der zeitgemässe Standard der Infrastruktur oft genug erkämpft werden muss, weil die Politik zuerst immer noch andere Prioritäten hat.

Das Untergrundquartier lag in früheren Zeiten ausserhalb der Stadtmauern. Hier liessen sich die Mägde, die einfachen Angestellten und Arbeiter nieder. Viele kamen vom Land, um in der Stadt einen Verdienst zu suchen. Auch Urs Häner ist ein Zugewanderter. In Bern aufgewachsen, zog er 1975 zum ersten Mal nach Luzern. Er verspürte den Ruf, Priester zu werden, und schrieb sich in der Theologischen Fakultät ein. „Ich bin zwar Theologe geworden, aber bald stand für mich fest, dass ich nicht in der Kirche mein Geld verdienen, sondern ein einfacher Lohnarbeiter werden wollte.“

Nach dem Studium zog ihn die Liebe für zwei Jahre nach Berlin, 1985 kehrte er nach Luzern zurück. In seiner Studienzeit hatte er sich ausgiebig mit den Arbeiterpriestern beschäftigt, einer Bewegung, die nach dem Zweiten Weltkrieg entstand, 1954 vom Papst verboten wurde und nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil einen neuen Aufschwung erlebte. Diese christliche Basis verband sich bei ihm mit einer starken gewerkschaftlichen Motivation. Also suchte er einen Job in der Industrie. „Ich klapperte die wenigen industriellen Betriebe ab, Viscose, von Moos Stahl, Emmi. Dann erzählte mir eine Bekannte, dass das Druckereiunternehmen C.J. Bucher Aushilfen suche. Zwei Wochen später hatte ich einen Job bei der Weiterverarbeitung Akzidenz.“

Wurzeln geschlagen

Urs Häner ist dem Druckergewerbe treu geblieben. Er hat mehrere Umstrukturierungen erlebt. Von den ehemals 1000 Mitarbeitern sind heute noch 230 im Unternehmen beschäftigt. Häner, der inzwischen bei der Weiterverarbeitung im Bereich Zeitungen tätig ist, hat seine Vorstellungen bezüglich Arbeitszeit beibehalten können. Er arbeitet während des Tages, ist also nicht in den Schichtbetrieb integriert, und sein Pensum beläuft sich auf 50 bis 60 Prozent. „Das ist für die Lebensraum-Kultur, wie ich sie verstehe, unabdingbar. So ist es mir möglich, meine Ressourcen für die Quartierarbeit zur Verfügung zu stellen.“

Anders als viele Bewohnerinnen, für die das Untergrundquartier eher eine Durchgangstation ist, bevor sie vielleicht eine privilegiertere Wohnlage suchen oder in eine andere Stadt weiterziehen, hat Häner mit seiner Partnerin im Quartier Wurzeln geschlagen. „Ich schätze es, dass ich dort, wo ich mich bewege und heimisch fühle, einen Mix von Lebensweltbezüge erfahren kann. Das ist im Untergrund besonders ausgeprägt der Fall.“ Dass er vor 30 Jahren diese Altbauwohnung an der Dammstrasse gefunden hat, bezeichnet er als eine Fügung. „Das ist genau das Richtige für mich.“

Die Dammstrasse ist keine Toplage von Luzern. Vor dem Haus rattern mehrmals stündlich die Züge vorbei. Auch der Strassenverkehr ist allgegenwärtig. Aber Häner wäre es nicht wohl, in einem reinen Schlafquartier zu leben, zumal diese Lebensweise auch nicht seiner Vorstellung entsprechen würde, wie sich eine Gesellschaft organisieren sollte. Im Untergrundquartier erlebt er die Verknüpfung von Wohnen, Arbeiten und Einkaufen und Freizeit. „Es ist alles in nächster Nähe. Und im Sommer kann ich gleich um die Ecke in die Reuss springen. Das ist für mich Lebensqualität.“

Ein Herz für Quartierarbeit

Mitte der 1980er Jahre, als sich Urs Häner im Untergrundquartier niederliess, lag eine Aufbruchstimmung in der Luft. Die Sorge um die Umwelt hatte einen Höhepunkt erreicht, soziokulturelle Aktivitäten erlebten einen Aufschwung, man redete von Lebensqualität, Quartierarbeit, Partizipation, Solidarität, Integration. Kurz nachdem Häner an der Dammstrasse eingezogen war, wurde er eines Tages von Josef Moser kontaktiert, einem Theologen, der sein christliches Engagement ebenfalls nicht als Angestellter der Kirche, sondern im gelebten Alltag mit den Menschen sieht. Was er an Weihnachten vorhabe, fragte ihn Moser. Eine kleine Gruppe von Quartierbewohnern sei daran, eine gemeinsame Weihnachtsfeier zu organisieren. Wenn er Lust habe, könne er gerne auch teilnehmen.

Das wurde der Beginn für eine immer umfassendere Quartierarbeit, bei der es Häner, wie er selber sagt, schnell den „Ärmel reingezogen hat“. Zunächst traf man sich in einem leerstehenden Ladenlokal, später wurde die Anlaufstelle in einen Zirkuswagen verlegt, der bei der Talstation der Gütschbahn und dann auf dem Lädéliplatz parkiert war. Danach konnte an der Baselstrasse der heutige Treffpunkt eingerichtet und zum heute in der ganzen Stadt bekannten Sentitreff ausgebaut werden. In diesem Umfeld ist Häner zu einem Vollblut-Aktivist geworden. Er organisierte jahrelang Veranstaltungen und auch Ausstellungen. Bis heute ist er verantwortlicher Redaktor der Quartierzeitung „Sentipost“.

Sein Interesse am Lebensraum weckte neue Initiativen. 1995 initiierte Häner mit zwei Mitstreitern den ersten Stadtrundgang in seinem Quartier. Er stand unter dem Thema „Das andere Luzern“ und zeigte den Mitgängern mit gut recherchierten Geschichten an historisch verbürgten Standorten, wie früher in diesem Quartier gelebt und gewirtschaftet wurde. Die „UntergRundgänge“ gibt es mittlerweile seit 20 Jahren. Sechs Programme wurden von einem Team mit Historikern und Journalisten erarbeitet. Häner ist mit den Thematiken immer tiefer in seinen Lebensraum getaucht, hat Vergessenes ausgegraben und sozialkritische Aspekte vermittelt. 2014 buchten 70 Gruppierungen den Rundgang. „Die Resonanz ist super. Sogar die Reprisen finden ihr Publikum.“

Problem Verkehr

Auch bei der dritten Initiative, die mithilfe, dem Quartier eine neue Beachtung zu schenken, hat sich Häner von Anfang an eingebracht. 2001 entstand unter der Federführung der Hochschule Luzern und der Stadt Luzern das Quartierentwicklungsprojekt „BaBel“ (Basel-Bernstrasse), das sich zum Ziel setzt, das Quartier sozial, wirtschaftlich und architektonisch zu attraktivieren. Als starker Player im Quartier wurde im Vorfeld auch der Sentitreff einbezogen, die verschiedenen Szenarien zu diskutieren. Nach einem längeren Prozess wurde die Quartierbevölkerung an eine Versammlung im Schulhaus Grenzhof eingeladen, um ein Konsens-Szenario als Quartiervision zu verabschieden. „Das ist noch heute die Basis für die Weiterentwicklung von BaBel.“

2007 zog sich die Hochschule zurück und übernahmen neben der Stadt die Quartierkräfte die Federführung bei BaBel. Neue Strukturen wurden geschaffen und ein Verein gegründet. Schon zuvor waren ein Geschäftsführer eingesetzt und ein Quartierbüro eingerichtet worden. Häner ist heute Vizepräsident des Vereins BaBel. Wie hat der Lebensraum von diesen Aktivitäten profitiert? „Im soziokulturellen Bereich sind wir sehr erfolgreich, bei den Anliegen Verkehr und Aussenraum läuft es eher harzig.“ Das Ziel, Liegenschaftsbesitzer für die Renovation ihrer teils vernachlässigten Häuser zu motivieren, hat erst punktuell Früchte getragen. „Hier wirken lange Zyklen. Es braucht Zeit, mit den Betroffenen gut in Kontakt zu kommen. Immerhin müssen wir über 300 Liegenschaftsbesitzer für diese gemeinsame Strategie gewinnen.“

Kaum Lichtblicke zeigten sich im Bereich Verkehr. Häner sagt es klipp und klar: „Der Verkehr ist für mich die grösste Bedrohung des Lebensraumes.“ 21.000 Fahrzeuge passieren die Baselstrasse täglich. Tägliche Staus zu den Pendlerzeiten sind vorprogrammiert. Busse bleiben stecken. „Beim Thema Verkehr entwickle ich eine gewisse Ungeduld gegenüber den kantonalen Behörden, die sich gegen Tempo 30 auf den Kantonsstrassen sperren. Diese Massnahme würde zu einer merklichen Lärmberuhigung auf der Bernstrasse führen.“ So friedfertig und geduldig Häner in Erscheinung tritt und mit allen möglichen Parteien diskutiert und vermittelt, so ungeschminkt und grundsätzlich vertritt er seine Positionen. Er sagt: „Die Mobilität und die Zersiedelung müssen wir grundsätzlich zurückbauen. Es braucht den politischen Willen, dass Arbeits- und Wohnplätze wieder näher zusammenrücken. In raumplanerischer Hinsicht sind wir viel zu wenig strikt.“

Ein Belastungsfaktor im Quartier ist auch der Eisenbahnverkehr. Täglich fahren 670 Züge über den Damm. Immerhin: „Die Züge sind deutlich leiser geworden. Auch flat-terten vor 30 Jahren noch regelmässig WC-Papiere zu uns herunter. Das ist vorbei.“ Über die neu erstellten Lärmschutzwände ist Häner nicht allzu glücklich. „Sie sind schwarz und massiv und verstärken dadurch noch die Schranken im Quartier, das wir eigentlich durchlässiger machen möchten.“ Nachdem der geplante Damm-Durchbruch vom Luzerner Stadtparlament abgelehnt wurde, wären für Häner wenigstens transparente Lärmschutzwände, wie sie andernorts möglich wurden, eine naheliegende Option gewesen. „Sie würden dem Anspruch auf Lebens- und Lebensraumqualität weit mehr gerecht. Wir haben das Anliegen den SBB mehrmals kundgetan.“

Velo statt Flugzeug

Der Slogan „Denke global, handle lokal“ ist auf den so idealistischen wie pragmatisch handelnden Urs Häner wie zugeschnitten. Im Wissen um die grösseren Zusammenhänge engagiert er sich dezidiert in seiner nächsten Umgebung für eine menschliche und nachhaltige Entwicklung. Nachhaltigkeit heisst für ihn, in Kreisläufen zu denken und zu handeln. Es tue ihm jedes Mal weh, gesteht Häner, wenn Kreisläufe kaputtgingen, so etwa beim Mehrweg-Glas. „Eine kleine Massnahme, die viel bewirken würde.“

Beim Einkaufen schaut er darauf, den Markt zu berücksichtigen. „Es ist doch viel genussreicher, die Lebensmittel unverpackt zu besorgen.“ Im Quartier kämpft er gegen eine übermässige Bestückung mit Natel-Antennen. Er mache dies aus Solidarität mit jenen, die mit körperlichen und psychischen Folgen auf den Elektromog reagierten. Ein Handy hat er nicht. „Ein Computer mit Internet und ein Festnetz mit Anrufbeantworter, das muss reichen.“

« Denke global, handle lokal »

Eine umweltfreundliche Mobilität ist für den Lohnarbeiter-Theologen selbstverständlich. Er bewegt sich zu Fuss, fährt Velo oder Bus. Den Autofahrausweis hat er nicht. Der Grund: „Ich wollte nicht in eine Technologie von gestern investieren.“ Er macht auch keine Flugreisen. Auch hier: „Ich mache doch nicht meine Umweltbilanz in sechs Stunden null und nichtig.“ In den Ferien ist er ein hundertprozentiger Europäer. „Wir gehen auf Veloreisen, sind entlang der Elbe, der Loire oder an der Ostsee unterwegs. Da bin ich in direktem Kontakt mit der Natur, der Landschaft, den Menschen.“

Aus Rücksicht auf einen möglichst intakten Lebensraum verzichtet Häner auf vieles, was andere Leute als Annehmlichkeiten erfahren. Er selber sieht das anders. „Ich erlebe das nicht als Verzicht und wehre mich auch, auf die Schiene der Genusfeindlichkeit geschoben zu werden. Für mich ist diese Lebensweise ein Gewinn. Genauso, wie es ein Gewinn wäre, die Arbeitszeiten noch weiter zu reduzieren, wofür ich mich als Gewerkschafter einsetze. Der Stress und der hochgetaktete Puls der Arbeits- und Freizeitgesellschaft sind qualitätsfeindlich.“

Das Stichwort Entschleunigung denkt Häner auch für die Lebensraumqualität im Quartier weiter. „Eine der Strategien ist, die Verweildauer im öffentlichen Raum zu erhöhen. Wenn wir schon das kinderreichste Quartier von Luzern sind, dann müssen Massnahmen zugunsten der Kinder massiv ausgedehnt werden.“ Häner erwähnt das Dammgärtli, die Innenhöfe des Sentitreffs und der Überbauung Sentihof, den Lädeliplatz, das Reussufer oder den nahen Gütschwald. „Das sind wertvolle Oasen, wie wir sie weiter vermehren wollen.“

« Ich mache doch nicht
meine Umweltbilanz in
sechs Stunden null
und nichtig »

Mitbestimmung

Lebensräume verändern und entwickeln sich nicht zuletzt mit den Bedürfnissen jener, die dort wohnen. Im Untergrundquartier ist dieses Mitwirken nur bedingt gewährleistet. „60 Prozent der Bevölkerung im Quartier sind von der Mitbestimmung ausgeschlossen, weil sie keinen roten Pass haben.“ Häner brachte schon vor Jahren die Idee eines Quartierparlaments ins Spiel. „Solange das Ausländerstimmrecht oder eine massive Erleichterung der Einbürgerung auf sich warten lassen, sollten wir eine Zwischenlösung etablieren. Das kann ein Quartierparlament sein oder sonst ein Forum, in dem sich die verschiedenen Gemeinschaften des Quartiers ausdrücken können.“

BaBel sei zweifellos ein gutes Werkzeug, um diese communities zu stärken, sagt Häner. Aber so richtig zufrieden ist der beharrliche Quartieraktivist nicht. „Mit etwas mehr politischem Willen könnte man sicher noch mehr Drive entwickeln.“





Silvia Planzer und die Lust am Unplanbaren

Eine Stadt, in der es auch Platz gibt für Brachen, für mehr Pflanzen, für eine organische Vielfalt: So wünscht sich Silvia Planzer ihren Lebensraum. Die ausgebildete Schauspielerin und Stimpfpädagogin arbeitet gerne im Garten. Dort erfährt sie viel über das Wesen des Lebens. Auch, dass es nicht bis ins Letzte kontrollierbar ist.

Der Garten an der Sonnenbergstrasse ist gross. Er umgibt das Dreifamilienhaus, in dessen Erdgeschoss Silvia Planzer seit vielen Jahren lebt. Wir machen einen Rundgang. Sie zeigt mir einzelne Pflanzen und Büsche, weist auf den Natertkopf hin, das Fingerkraut und die Kamille, die Ringelblumen und Rosen, die hier in ganzen Büschen gedeihen. Auf der andern Strassenseite wuchern die Hecken mit dem Kirschlorbeer. „Diese Pflanze ist immer häufiger anzutreffen, da er abschirmt und pflegeleicht ist. Sogar in unsern Wäldern beginnt er sich auszubreiten. Das ist nicht, wie ich mir eine vielgestaltige Natur mit einheimischen Pflanzen vorstelle.“

Silvia Planzer könnte eine Gärtnerin sein. Aber sie ist ausgebildete Schauspielerin und hat viele Jahre als professionelle Sprecherin und Stimpfpädagogin gearbeitet. Die Liebe zum Garten hat sich im Laufe des Lebens nur noch verstärkt.

„Wenn ich nochmals anfangen könnte, würde ich mich zur Biologin ausbilden lassen. Die Welt der Biologie ist so reich. Ich staune, wie alles miteinander verbunden ist und die verschiedenartigsten Facetten des Lebens in winzigsten Nuancen ineinandergreifen.“ Sie muss lachen. „Aber ja: Dann hätte ich die Matura machen müssen.“

Radio-Sprecherin

Der Kern ihrer Naturverbundenheit wurde früh gelegt. Silvia Planzer wuchs in Emmenbrücke auf, in einem Holzhaus bei der Sedelbrücke. „Die Reuss war unser Spielplatz. Es war ein schön wildes und auch gefährliches Gelände. Einmal bin ich fast ertrunken. Ich habe seitdem grossen Respekt vor Flüssen.“ Die Familie stand nicht auf der Sonnenseite. „Meine Eltern waren Migranten aus Deutschland. Wir waren nicht willkommen. Auch wir Kinder bekamen das zu spüren.“

Ab der fünften Klasse konnte Silvia Planzer das Gymnasium besuchen. Es war ein Befreiungsschlag, der sie in eine neue Welt führte „und mir vieles ermöglichte“. Ein Jahr vor der Matura brach sie die Schule ab. Sie wollte raus, etwas anderes lockte. Sie zog nach Bern und absolvierte die Schauspielerschule. Sie wurde schwanger, und nach den ersten Ehejahren schlug sie sich als alleinerziehende Mutter durch. Das Geld verdiente sie als Sprecherin bei der Innerschweizer Radiogesellschaft (IRG) und bald auch im Radio DRS. „Ich war als Lesestimme zu hören, machte viele literarische Sachen und half später auch, das Radio DRS 3 aufzubauen. Dort habe ich in den Anfängen viele Nachtsendungen gemacht.“

Längere Zeit war sie neben Elisabeth Schnell und Ueli Beck Moderatorin in der beliebten Sendung Nachtextpress. Bis sie den Job selber vermasselte. „Ich war nach Amsterdam gefahren, bis über beide Ohren verliebt. Dummerweise hatte ich den nächsten Sende termin falsch eingetragen und schaffte es nicht mehr rechtzeitig zurück. Das hat den Verantwortlichen gereicht.“ Sie machte weiterhin Produktionen für das Radio, konzentrierte sich aber fortan auf die Werbung und arbeitete für die Condor Films AG. Ihre Stimme war damals in zahlreichen TV-Spots zu hören. „Ich musste Geld verdienen. Schliesslich wollte ich meiner Tochter eine gute Ausbildung ermöglichen.“

« Wir waren nicht
willkommen. Auch wir
Kinder bekamen das
zu spüren. »

Die wuchernde Stadt

Auf der gedeckten Terrasse ihrer Wohnung fühlt man sich ein wenig wie im Süden. Pflanzen spriessen in Töpfen, Malereien stehen herum, der Garten ist zum Greifen nah. „Schon in Emmenbrücke liebte ich den grossen Garten. Wo immer ich wohnte, gehörte für mich ein Garten dazu. Er gibt meinem Leben einen Boden.“ Aber sie ist auch fasziniert vom Unberechenbaren dieses Fleckens Erde. Ein Garten lasse sich nie durchplanen, weil die Pflanzen ihren eigenen Wachstumsrhythmus hätten. Es brauche viel Vorstellungsvermögen, um einen Garten längerfristig dorthin zu lenken, wo man ihn haben möchte. „Gleichzeitig ist es nicht möglich, in einem Garten eine absolute Ordnung zu haben, sonst ist er tot.“

« Es gibt meinem Leben
einen Boden. »

Je weiter wir gedanklich und später auch zu Fuss in den Garten vordringen, desto klarer wird, dass für Silvia Planzer die Vorstellung eines Garten weit über den Wunsch nach einem schönen privaten Plätzchen oder einer vertrauten Behaglichkeit hinausgeht. Ihre Liebe zum Pflanzlichen hat etwas Universelles, das mit Ungebundenheit, Entfaltung, Lebenslust zu tun hat. Den Lebensraum definiert sie explizit als einen Raum, in dem auch das Pflanzliche einen Platz hat, „in dem etwas in die Vertikale wachsen kann“. Das sei gerade in einer Stadt besonders wichtig. „In einer Stadt wird das Wuchernde vielfach gekappt und alles flach gehalten. Dabei braucht eine richtige Stadt auch Brachen, die sich selbst überlassen sind.“

Dass sich auf solchen Flächen früher oder später ganz eigene Gewächse Raum verschaffen, ist ganz in ihrem Sinne. Davon habe es in unserer durchorganisierten Welt zu wenig. „Man sollte bei jedem Neubau einen gewissen Prozentsatz an biodiversiven Pflanzen vorschreiben.“ Biodiversität werde gerne in die Landwirtschaft abgeschoben. „Natürlich ist sie dort wichtig Aber wir brauchen auch in den Siedlungen, Dörfern und Städten Biodiversität.“ Es fällt ihr auf, wenn eine Siedlung mit lieblosen Rasenflächen umgeben ist. Wenn es kaum Plätze gibt, wo man sich treffen kann und alles in austarierten Formen durchgeplant ist. Wenn in einem Lebensraum alles pflegeleicht und möglichst gut kontrollierbar gemacht wird. „Die Natur ist nie nur Gleichmass.“

Verdichtetes Bauen

Eine Bewegung wie das „urban gardening“ ist ganz in ihrem Sinne. Wilde Grünbereiche in Siedlungsräumen betrachtet sie als eine Aufwertung. Im Süden seien Flächen, auf denen nicht alles verplant sei, viel zahlreicher. „Das hat Charme. Der geht verloren, wenn man die Natur zu fest bändigt.“ Ginge es nach Silvia Planzer, könnte es in den Siedlungen und Städten etwas mehr wuchern. „So werden auch Lebensräume für Insekten und Schmetterlinge geschaffen, die dort Nahrung finden.“ Mit seinen Planungen unterbreche der Mensch viele Kreisläufe oder verunmögliche sie sogar. „Wenn Kreisläufe ineinandergreifen, ist die Nachhaltigkeit am ehesten gewährleistet.“ Solche Überlegungen machen sie skeptisch gegenüber dem Eifer für verdichtetes Bauen. „Da denken einige Leute sehr stark an ihr eigenes Portemonnaie.“

Wo die Planungen nur auf das Nutzerdenken beschränkt sind und keine Freiräume wie Brachen zulassen, wird es öd und linear.“

Sowieso hält Silvia Planzer die vielen Regelungen, die inzwischen unser Leben und unseren Lebensraum bestimmen, für übertrieben. Das gelte nicht zuletzt im Verkehr, sagt sie als Velofahrerin und Autofahrerin. „Das persönliche Verantwortungsgefühl, die Kommunikation und das eigene Denken müssten viel mehr gewichtet werden.“ Regelungen seien in Ordnung, wo der Schulweg für Kinder gesichert werde. Als Velofahrerin ist sie eher anarchisch unterwegs und entscheidet mit dem gesunden Menschenverstand, ob sie mal ein Stückweit auf einem Trottoir fahre. „Es ist für mich unverständlich, dass man für die Velofahrenden in Luzern den Quai nicht zur Benützung freigibt.“ Als Autofahrerin hat sie nichts dagegen, wenn der Verkehr in der Stadt verlangsamt wird. „In der Stadt muss man nicht schnell fahren. Auch verkehrsfreie Innenstädte sind eine gute Lösung.“

Schon Ende der 1970er Jahre hat sich Silvia Planzer, als sie in Kehrsiten lebte, für mehr Freiraum und eine lebenswerte Natur eingesetzt. Damals sollte eine Terrassenüberbauung in die Landschaft am Vierwaldstättersee gestellt werden. „Mit dem Verein Pro Kehrsiten haben wir uns gegen die überrissene Planung gewehrt und erfolgreich eine Initiative lanciert.“ Als Sprecherin des Vereins setzte sie sich öffentlich für das Anliegen ein. Sie blickt mit gemischten Gefühlen zurück. „Es war eine üble Zeit. Wir bekamen es im Alltag zu spüren, dass wir uns einmischten. Wir wurden gemieden, Leute redeten schlecht über uns.“

Wieder wohler war es ihr an der Sagenmattstrasse in Luzern, wo sich Silvia Planzer in ein selbstverwaltetes Haus einmietete. „Wir hatten regelmässig Sitzungen, an denen wir die gemeinsamen Arbeiten besprachen und auch die Gartenarbeiten organisierten. Es war eine tolle Erfahrung.“ Nach sechs Jahren zog sie ins Weinbergli. In dieser Zeit heiratete sie den Komponisten und Musiker Mani Planzer, mit dem sie auch gemeinsame Projekte lancierte. „Einmal hat er mir auf den Geburtstag ein Konzert geschenkt, das wir dann zusammen in Kastanienbaum realisiert haben.“

Menschen und Kultur

Das nicht ganz Regelkonforme und das grosszügige Denken sind für Silvia Planzer zwei Konstanten, die zu ihrer Lebenshaltung gehören. Persönlich versucht sie, Begebenheiten und Menschen vermehrt mit einem lächeln zu begegnen. Dass Menschen auf der Flucht vor ihren Lebensverhältnissen sind, kann sie nachvollziehen. In Luzern setzt sie sich mit der tristen Situation der Sans-Papiers auseinander. Die Migration macht ihr keine Angst. „Wir müssen etwas abgeben, aber wie bekommen auch etwas dazu.“ Fremde Menschen würden mit der Zeit automatisch integriert. „Es ist wie beim Zusammenfluss der Kleinen Emme und der Reuss in Emmenbrücke. Am Anfang kann man die braune Emme und die blaue Reuss noch gut unterscheiden. Aber mit der Zeit vermischen sich die Wasser und bald ist es nur noch ein Fluss. Das ist der Lebensfluss. Man kann sich noch so stark wehren. Es tut einfach.“

In all den Jahren hat sich Silvia Planzer ein grosses Herz für die Kultur bewahrt. Schon während ihrer Zeit als Sprecherin beim Radio und Fernsehen DRS arbeitete sie an Kunst- und Theaterprojekten mit. Mit Kunstschaffenden aus den Bereichen Bildende Kunst, Musik und Tanz bespielte und inszenierte sie Räume, etwa in der Turbine Giswil, im Bourbaki Museum oder im Museum Bellpark. 2010 las sie mit dem Schauspieler und Sprecher Walter Sigi Arnold an drei Luzerner Kulturrorten in einem dreitägigen Marathon den über 1000-seitigen Roman „Krieg und Frieden“ von Leo Tolstoi.

Als ausgebildete Stimpädagogin bietet sie seit über 20 Jahren Sprech- und Auftrittstrainings an. „Aufgrund meiner Arbeit auf der Bühne, am Mikrophon und als Stimpädagogin verfüge ich über ein gut fundiertes Handwerk.“ Regelmässig ist sie bei Radio Swiss Classic als Moderatorin zu hören. Gelegentlich macht sie Regie bei Theaterprojekten. „Ich suche das nicht aktiv. Ich kann jetzt ernten, das ist schön.“

Seit ein paar Jahren ist ein neues Betätigungsfeld dazugekommen: Sie gestaltet individuelle Abschiedsfeiern. „Ich recherchiere die Geschichten eines Verstorbenen und mache daraus einen Lebensbogen, in dem ich dem Wesen des dahingegangenen Menschen nachspüre.“ Die Arbeit mache dünnhäutig, aber sie sei sehr bereichernd. „Ich habe Musik, Dichtung, Philosophie zur Verfügung und kann mich selber einbringen, mit meinem ganzen Können.“

Alles hat Platz

Auch wenn Silvia Planzer als Trauerrednerin nie theologisch wird, erfährt sie im Leben trotzdem, dass es Zusammenhänge gibt, die wie einer andern Ordnung unterstehen. „Man kann sie erahnen, ausloten und wie ein Kind immer wieder ins Grenzenlose staunen. Das ist eine spirituelle Dimension.“ Silvia Planzer wünscht sich für die Zukunft unseres Lebensraumes, dass sich die Menschen mehr auf das Wesen des Lebendigen einlassen. Das mache auch grosszügig. „Das Leben an sich ist sehr grosszügig. Es hat alles darin Platz. Dies zuzulassen: Das wäre eine wahnsinnige Lebensqualität.“

«Das Leben an sich ist sehr grosszügig. Es hat alles darin Platz. Dies zuzulassen: Das wäre eine wahnsinnige Lebensqualität.»



Barbara und Hans Steffen und der freie Lebensraum

Im Sommer bewirtschaftet Hans Steffen mit seiner Familie die Bättenalp unterhalb der Schrattenfluh. Im Winter ist der Arbeitsrhythmus etwas lockerer. Aber als Hufschmid ist Steffen das ganze Jahr gefordert. Der Entlebucher kennt und liebt seinen Lebensraum. Er ist mit der Tradition verbunden, aber geht mit der Zeit.

Ein paar Kilometer ausserhalb von Wiggen, auf der Strasse nach Marbach, zweigt links eine kleine Strasse ab. Das Hilfernmätteli liegt eingangs des Hilfernthals auf dem Gemeindegebiet von Escholzmatt-Marbach, 895 Meter über Meer. Die Liegenschaft ist das Winterheimet der Familie Steffen. Von hier aus sind es mit dem Auto nochmals 8 Kilometer bis hoch auf die Hinder Bättenalp, wo Hans Steffen mit seiner Familie jeweils den Sommer verbringt.

Hans Steffen sitzt am Tisch in der Küche. Barbara, seine Frau, macht einen Kaffee. Die Ruhe der Winterlandschaft ist bis ins Haus spürbar. „Unsere Vorfahren sind vor über 400 Jahren in diese Gegend gezogen. Sie waren Hirten aus dem Fribourgischen und liessen ihre Herden während des Sommers unterhalb der Schrattenfluh weiden.“

Alte Gülten zeigen, dass schon um 1580 ein Gebäude auf der Bättenalp stand. Wahrscheinlich seien die ersten Familien erst später im Hilfernthal sesshaft geworden, vermutet Steffen. Das Hilfernmätteli ist schon lange im Familienbesitz. „Schon meine Urgrosseltern lebten hier.“ Auch Hans Steffen, 1972 geboren, ist mit vier Geschwistern auf dem Hilfernmätteli aufgewachsen.

Es ist Ende Januar. Im Entlebuch liegt Schnee. Beim Schulhaus Wiggen findet das jährliche Skirennen statt. Die Veranstaltung ist weitherum beliebt. Auch Hans Steffen und seine Frau Barbara lassen sich die Veranstaltung nicht entgehen, schliesslich fährt auch Michael, ihr Sohn, über die Piste. Der Neunjährige ist ein guter Skifahrer. Zweiter sei er geworden, lächelt der Vater, als wir auf seinem Hof eintreffen. Michael öffnet die Türe. Er strahlt.

Das Skirennen in Wiggen hat eine lange Tradition. Der Anlass ist ein sozialer Treffpunkt. „Das wird richtig zelebriert“, sagt Steffen. „Die meisten Eltern sind in Wiggen selber zur Schule gegangen. Wer irgendwie kann, nimmt frei, um dabei sein zu können. Man bringt eine Kanne Kaffee und Kuchen mit, trifft sich, diskutiert.“

Radweg für Schulkinder

Und jetzt soll die Schule geschlossen werden? Hans Steffen nickt. Es sei ein mögliches Szenario. Aufgrund der schwindenden Schülerzahlen würden vom Kanton solche Überlegungen gemacht. Nein, sagt er. „Das darf nicht sein“. Wenn die Schule verloren gehe, verschwinde für die Region ein grosses Stück Lebensqualität. „Wir werden das auf keinen Fall einfach hinnehmen. Wir werden für unsere Schule kämpfen.“

Es gibt noch einen andern wunden Punkt mit den kantonalen Behörden: Seit bald 40 Jahren warten zahlreiche Familien aus der Region, dass auf der Strecke Wiggen-Marbach endlich ein Radweg realisiert wird. Hans Steffen hält mit Nachdruck fest: „Das ist nicht zumutbar und für unsere Kinder lebensgefährlich.“ Und etwas leiser fügt er an: „Wen wundert es, dass man hier oft Mühe damit hat, wie der Seetalplatz in Luzern Nord mit Milliarden vergoldet wird und Mehrkosten in Kauf genommen werden.“ Es sei nicht Neid, betont Steffen. „Luzern muss seine Verkehrsprobleme lösen. Es geht um Verhältnismässigkeit.“

Das Hilferenthal liegt zwischen Beichlen und Schratentfluh. Grössere Flächen sind Alpgebiete. Die Landschaften sind noch sehr naturnah, was Wanderer und Naturliebhaber schätzen. Jene, die das ganze Jahr hier leben, haben andere Prioritäten. Die Existenz ist hart. Das Hilferengebiet hat nicht sehr fruchtbare Böden. Für Ackerbau sind die Flächen nicht geeignet. Der lehmige Untergrund bringt Hänge ins Rutschen. Weite Gebiete sind vernässt und sumpfig. Blaken oder das giftige Alpenkreuzkraut breiten sich aus und müssen regelmässig eingedämmt werden. Viele setzen Gift ein. Steffen ist skeptisch. „Die Wirkung ist schnell, aber nicht nachhaltig. Es ist besser, die Pflanzen auszureissen, bevor sie absamen.“

Auch kommunikationstechnisch gibt es Einschränkungen. Wer auf ständigen Kontakt mit der Aussenwelt angewiesen ist, lebt im Hilferthal am falschen Ort. „Wir haben Bauern hier, die keinen Natelempfang haben.“ Obwohl Steffen selber kein Natel besitzt, benutzt er die neuen Technologien wie Computer und Internet, die auch im Hilfernmätteli Einzug gehalten haben. Die Vieh-Meldungen werden praktisch nur noch online gemacht. Manchmal bestellt er über Internet Ersatzteile für Maschinen. „Auch in der Schule fängt es jetzt an, dass die Hausaufgaben über Internet gemacht werden“, sagt seine Frau Barbara.

Wo es keinen Natelempfang gibt, ist ein Telefon-Festnetz besonders wichtig. Auch auf dieses ist im Hilferthal nur bedingt Verlass. Es kommt immer wieder vor, dass in diesem rutschigen Gelände die Telefonleitungen im Boden verzogen und beschädigt werden. So geschehen 2012, als ein heftiges Unwetter niederging und das Festnetz lahmgelegt. Hans Steffen blieb als Präsident der Strassengenossenschaft Hilfern nichts anderes übrig, als mit dem Auto auf die Piste zu gehen, um sich über die Strassenverhältnisse kundig zu machen und die Leute zu informieren.

Die Festnetzunterbrüche sind für die Bewohner im Hilfernggebiet ein Ärgernis. Es kann vorkommen, dass der Unterbruch mehrere Tage dauert. Oft werde man von den Verantwortlichen der Telekommunikation gar nicht richtig ernst genommen, sagt Steffen. „In diesen Situationen merkt man in aller Deutlichkeit, was es heisst, eine Randregion zu sein.“

Für die physische Erschliessung des Lebensraumes ist die Strassengenossenschaft Hilfern zuständig. Sie unterhält ein Streckennetz von insgesamt 30 Kilometern. Rund 120.000 Franken kostet der Unterhalt pro Jahr, davon zahlt die Genossenschaft 30 Prozent selber. 1968 wurde die Strasse zum letztenmal totalsaniert. Es gibt darin ein Rutschgebiet, das nur mit dem Bau einer Brücke umgangen werden könnte. Dafür müsste rund eine Millionen Franken aufgewendet werden. Auch wenn dieses Vorhaben noch zurückgestellt werden muss: „2016 werden wir massiv in die Strasse investieren müssen. Die Strasse ist unser Lebensnerv. Wenn wir hier nicht zu - und wegfahren können, sind wir abgeschnitten.“

«Die Strasse ist unser Lebensnerv.»

Von Anfang Juni bis Ende September lebt die Familie Steffen auf der Bättenalp, 1429 Meter über Meer, zusammen mit 80 Rindern, Kühen und Kälbern, acht Ziegen und drei Pferden. Ein Teil des Viehs stammt aus dem Emmental. „Das hat Tradition. Schon mein Grossvater arbeitete mit den dortigen Bauern zusammen.“ Die Ziegen sind wichtig, weil sie kleines Buschwerk fressen und so das Land vor der Vergandung schützen. Jeden Tag werden sie gemolken. Ein Trick, lächelt Steffen. „So kehren sie am Abend regelmässig zurück. Sonst müssten wir ihr Weidegebiet einzäunen.“

Leben auf der Alp

Auf der Alp sind die Steffens enthoben vom üblichen Alltagsrhythmus im Tal. In diesen vier Monaten kommen sie ihrem Lebensglück am nächsten. Vieles, was sie sonst beschäftigt, wird hier relativ. Anderes kann viel intensiver erlebt werden, als unten im Normalalltag. Die Alp ist ein Lebensraum, in dem sie hart arbeiten müssen, aber auch eine eigene Freiheit geniessen. „Das Leben und Arbeiten auf der Alp ist mit nichts vergleichbar“, sagt Barbara Steffen. Um 6 Uhr beginnt das Tagwerk, um 21.30 Uhr ist das Gröbste erledigt. „Es sind lange und intensive Tage“, sagt Hans Steffen. „Obwohl man ständig beschäftigt ist, kommt kein Stress auf. Man erfährt eine grosse Ruhe.“ Er lächelt. „Das lässt sich gar nicht richtig erklären.“

Während sechs Wochen leben Ferienkinder von Bekannten und von Kovive mit den Steffens auf der Alp. Auch der „Hexer“ hat in der Gegend ein Refugium: Stefan Wiesner, der bekannte Koch vom Gasthof Rössli in Escholzmatt, ist ein guter Freund der Familie. Wiesners avantgardistische Naturküche ist in der ganzen Schweiz bekannt. Steffen lächelt: „Er sagt uns jeweils, dass die Bättenalp wie ein Paradies für ihn sei.“ Dort oben holt er viele seiner Kräuter, Rinden, Moose und andere Natur-Exklusivitäten, um sie zu sinnenfreudigen Menues zu verarbeiten.

Die Bättenalp ist flächenmässig die grösste Alp im Hilfergebiet und mit einer Strasse gut erschlossen. Von den 80 Hektaren Fläche sind 15 Hektaren Wald und gut 60 Hektaren Weidegebiete. Vor vier Jahren hat Hans Steffen in das Wohngebäude investiert, um den temporären Sommer-Aufenthalt etwas wohnlicher zu machen. Die kleine Küche wurde renoviert. Dusche und WC wurden eingerichtet, die vorher nur draussen zur Verfügung standen. Auch die Isolation der Wände hat viel gebracht. „Früher hatten wir am morgen 5 Grad in der Stube, jetzt sind es 18 bis 20 Grad.“

Die Alp bedeutet für die Familie Steffen ein starkes Stück persönliche Lebensqualität, aber sie ermöglicht ihnen auch eine materielle Existenz. „Mit dem neuen System der Direktzahlungen kommen wir sogar etwas besser weg“, bestätigt Steffen. Die Alpbewirtschaftung sei vorher weniger lukrativ gewesen. „Wer nur unten im Tal ist, muss enger durch.“ Es gibt auch Beiträge für den Erhalt von bestimmten Tannen oder dafür, dass man Riedgrasflächen erst ab dem 1. August mäht. Steffen findet die Verteilung der Subventionsgelder nicht immer nur sinnvoll. „Die Naturschutzflächen hat man früher stufenweise gemäht. Für die Artenvielfalt war das besser. Dafür gibt es mit dem neuen System Geld. Also nimmt man es halt.“

Der Talbetrieb Hilfernmätteli bietet eine vergleichsweise bescheidene Existenz: Acht bis zehn Kühe, reine Simmentaler, die Kälber werden gemästet oder später als Mutterkühe verkauft. Zum Tierbestand gehören immer zwei bis drei Pferde. Hans und Barbara Steffen sind Pferdefreunde. Beide reiten gerne. Steffen, der eine Lehre als Landmaschinenmechaniker machte, hat sich später auch noch zum Hufschmied ausgebildet. Das ist ein wichtiger Nebenerwerb geworden. „Ich habe einen Stamm von gut 100 Pferden, die ich regelmässig beschlage. Die Arbeit beansprucht mich ein bis zwei Tage pro Woche, aber ich kann sie gut über das ganze Jahr verteilen.“

Über das Pferdehandwerk und die Liebe zu den Pferden haben auch Hans und Barbara Steffen zueinander gefunden. Barbara ist im Spitz auf dem Littauerberg aufgewachsen. Sie ist schon als Jugendliche viel geritten. „Als mein Hufschmid 25 Jahre alt wurde, hat er ein Fest gemacht, an dem ich auch eingeladen war. Dort habe ich Hans kennengelernt.“ Später ist sie mit ihm auf dessen elterlichen Hof gezogen. Die Eltern sind inzwischen im Hilfernmätteli in den oberen Stock gezügelt. Noch bis vor wenigen Jahren haben sie regelmässig die Alp bewirtschaftet.

«Wer nur unten im Tal ist,
muss enger durch.»

Barbara Steffen, deren frühere Heimat inzwischen politisch zur Stadt Luzern fusioniert worden ist, fühlt sich wohl im abgeschiedenen Hilferntal. So rau die Natur sein kann, so währschaft und hilfsbereit sind die Menschen. „Die Liegenschaften liegen auseinander. Man ist optisch voneinander getrennt. Das ist auch ein Vorteil. Es gibt nicht dieses Nachbarsgezänk.“ Die beiden sind sich sicher: „Obwohl nicht alle miteinander verkehren, könnte man jeden um Hilfe fragen, und sie würde nicht ausgeschlagen.“

Treffpunkt Alperösli

Wichtige soziale Treffpunkte für die Bauern waren früher die Käsereien. Dort hat mancher Spruch den Alltag erheitert, dort konnte aber auch manche Differenz bereinigt werden, bevor ein böser Konflikt daraus wurde. Viele Käsereien sind inzwischen geschlossen. Jetzt fallen weitere Begegnungsorte dem ökonomischen Druck zum Opfer. Mehrere Beizen in der Gegend seien in den letzten paar Jahren geschlossen worden, so auch das Restaurant Alperösli im Hilferntal, bedauert Steffen. „Das Alperösli ist ein beliebter Treffpunkt der Äpler gewesen. Hier hat man sich ausgetauscht, über das Vieh geredet, einander die Sorgen und Freuden erzählt.“ Nach einem strengen Tag auf der Alp seien sie manchmal gerne ins Alperösli hinuntergefahren, um dort etwas Feines zu essen. „Das war auch für die Ferienkinder immer ein Höhepunkt.“

Seit einigen Jahren segelt das Entlebuch unter dem Label Unesco Biosphäre. Die Bevölkerung habe sehr viel Verständnis dafür, weiss Steffen. „Wir sind überzeugt, dass es etwas bringt. Es werden gute Produkte hergestellt, die auch ausserhalb des Entlebuchs vermarktet werden. Sehr wichtig ist, dass das Entlebuch nicht mehr als eine hinterwälderische, sondern als eine aufgeschlossene Region wahrgenommen wird.“ Steffen unterstützt auch die Bestrebungen des Tourismus. Skiorte wie Flühli-Sörenberg und Marbach würden einen Mehrwert in die Region bringen. „Die Bauern kommen saisonal zu Nebenverdiensten, das Geld geht in Umlauf, es wird mehr gebaut, die Gemeinden profitieren von Steuereinnahmen.“

Hans und Barbara Steffen sind mit ihrem Leben zufrieden. „Wir werden nicht reich, aber wir können die Schulden amortisieren und gut leben“, bilanziert Barbara Steffen. Zur Natur haben sie ein ungekünsteltes Verhältnis. Sie leben mit ihr, nutzen sie, aber spüren auch die Grenzen. „Es geht nur zusammen“, sagt Hans Steffen. Die beiden bedauern, wie der direkte Bezug zur Natur und zu den Lebensmitteln heute immer mehr verloren geht. „Man sieht die Zusammenhänge zwischen Produktion und Konsum nicht mehr.“

Steffen spinnt seine Gedanken weiter zum System der Subventionierung. Er hat auch Vorbehalte, obwohl er davon profitiert. Was mit viel Aufwand produziert werde, verliere an Wert. „Wir haben eine gewisse Planwirtschaft in der Schweiz. Das schmälert die Eigenverantwortung. Gleichzeitig werden wir so kontrolliert, dass wir ständig lesen müssen, was wir dürfen und was nicht. Nicht zu reden von der Bürokratie, die proportional dazu wächst.“ Steffen lächelt. „Mein Traum ist, dass wir weniger abhängig werden vom Staat, und dass die Bevölkerung uns nicht nur als Bauern wahrnimmt, die Beiträge bekommen, sondern als Bauern, die auch etwas leisten.“

«Mein Traum ist, dass wir weniger abhängig werden vom Staat.»

Sorgen machen sie sich über die Ressourcenverschwendung, die in der heutigen Konsumgesellschaft Einzug gehalten habe. „Wir haben früher gelernt, auf die Dinge achtzugeben, Teile nicht einfach wegzuworfen, sondern sie zu reparieren. Heute ist das alles schon gar nicht mehr rentabel und wird man geradezu gezwungen, ständig neue Geräte zu kaufen.“ Barbara Steffen erlebt diesen Überfluss beim regionalen Grossverteiler, wo sie einen Tag pro Woche arbeitet. „Es ist enorm, was wir jeden Tag an Lebensmitteln wegwerfen müssen, nur weil eine Verpackung etwas beschädigt ist oder ein Datum abgelaufen ist. Ich finde das einfach traurig, und es ist, ganz objektiv gesehen, auch eine grosse Verschwendung.“

Das Hilferental ist topografisch und landschaftlich im Wesentlichen gleichgeblieben wie damals, als die Vorfahren von Steffen vor 400 Jahren in den oberen Regionen ihr Vieh weideten. Nur die Menschen kommen und gehen, bringen Veränderungen und ermöglichen, dass es weiter geht. Für die Zukunft wünschen sich Hans und Barbara Steffen nichts Ausgefallenes, dafür Grundlegendes: „Dass wir gesund bleiben. Dass wir so weiterfahren können. Dass wir zufrieden sind. Dass es in unserer Familie funktioniert. Der ganze Rest ergibt sich.“

«Der ganze Rest ergibt sich.»





